Mennonitische Volkswarte

P. S. Hildebrand



1936
März

2. Jahrg. Lfd. Nr. 15

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John u. Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH — MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des März-Heftes

Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 3 | März 1936 | Jahrg. 2

GERHARD TOEWS / Georg De Brecht /

Glücksfranz und sein Peter

Erzaehlung

2. Fortsetzung

7. Kapitel

Peter Franz wurde am 4. August 1912 geboren. Paul Franz, sein Vater, freute sich sehr zu seinem Hoferben.

„Eigentlich sollte er gleich groß sein, dann könnte ich den einen Knecht gehen lassen. Na, wachs nur schnell, Bengel!"

Trudel freute sich auch sehr. Ihr war die Freude zu gönnen; denn ihr erstes Jahr als Bäuerin war nicht immer nur Freude und Sonnenschein gewesen. Sie war in eine harte Schule gekommen und hatte sehr, sehr umlernen müssen. Paul hatte ihr die Bücher zwar nicht genommen, aber sie hatte auch keine Zeit gehabt, sich mit den alten stillen Freunden zu befassen. Sie hatte jedoch tapfer durchgehalten. Nun war der Kleine da. Unwillkürlich dachte sie an seine Zukunft. Bauer sollte er werden, hatte Paul gesagt. Was würde das Leben bringen? Was hatte doch der Vater gesagt:

„Nicht wir wählen uns den Platz, Gott bestimmt ihn."

Paul Franz aber hing an seinen Gütern und kümmerte sich nicht um die Nöte seiner Mitmenschen. Daß Trudel oft litt in der neuen Umgebung, sah er nicht. Daß sie sich überwand und schließlich die neue Arbeit doch meisterte, war ihm selbstverständlich. Wie konnte es anders sein, war sie doch seine, des reichen Bauern, Frau!

Und sie hatte es wirklich geschafft, die Trudel, dem eifrigen Spötteln der lieben Nächsten im Dorfe zum Trotz und ihrer Stiefmutter zur Genugtuung; denn diese war es, die den Kampf vorher gesehen und ihr mit Rat und Tat zur Hilfe gekommen.

Zwei Jahre war der Peter, als der Krieg ausbrach, als die Außenwelt näher an die stillen Inseln im Steppenmeer heranrückte. Bald lichteten sich die Reihen der Bauern des Dorfes, als einer nach dem andern dem Mobilisationsbefehl folgte.

Auch an Paul kam die Reihe sehr zu seinem Unwillen. Daß der Krieg bessere Preise auf Weizen brachte war gut, sehr gut, aber daß der Krieg ihn von seiner Wirtschaft reißen wollte, das war eine ganz andere Sache. Das ließ er sich denn doch noch nicht gefallen. Wieso? Fort ins wilde Hundert hinein, und hier sollte alles verlodern? Nein! Andere? Ja, das war denn nun ihre eigene Sache, aber er, nein sowas? Wollen mal sehen! Vaterland und all das, war ja sehr schön, aber dazu waren doch noch andere, die zu Hause nicht solche Wirtschaften hatten wie er. Paul Franz ließ es sich etwas kosten, doch blieb er Sieger. Der große, starke Glücksfranz wurde für untauglich erklärt, er wurde „herzkrank" befunden.

Draußen auf dem Schlachtfeld starben Tausende und Tausende,

Paul Franz aber war plötzlich zu herzkrank, seinen Pflichten als Sanitäter nachzukommen.

Auch Gutknecht mußte von Hause weg. Die Frau mit den noch unerwachsenen Kindern hatte einen harten Stand. Als man in Pauls Gegenwart von einer Hilfsaktion für die Familie Gutknecht sprach, zuckte er die Achseln:

„In diesen Zeiten hat doch jeder mit sich zu tun.“

Von dieser Hartherzigkeit wußte seine Frau nichts, doch hatte sie es auch schon gemerkt, daß Paul nie die wirkliche Liebe für seinen Mitmenschen gehabt hatte und sich auch nichts in dieser Angelegenheit dreinreden lasse.

Was er gebe, das gebe er in der Kirche. Diese Erkenntnis ihres Mannes Härte hatte Trudel viele Tränen gekostet.

Oft, wenn sie den Kleinen ansah, seufzte sie und betete im stillen für ihn um ein Herz, das auch für andere Mitleid fühle.

Zuerst hatte sie es vermieden, mit ihrem Vater über den harten Zug ihres Mannes zu sprechen, doch zuletzt hatte er doch schon soviel durch andere erfahren, daß auch sie nicht mehr leugnen konnte.

Er hatte sie getröstet.

„Was nicht ist, kann werden. Es gibt verschiedene Wege, um zum Ziel zu kommen. Gott weiß, welches der rechte für Paul ist. Es mag kurz oder lange dauern — kriegen wird er ihn doch noch. Du aber bete fleißig!“

Sie betete!

Gott aber hob zum zweitenmal an und rüttelte an den Grundfesten von Pauls Gütern und .... Göttern.

Die rote Flamme der Revolution schlug über Rußland auf. Begriffe wie Ordnung, Gesetz wurden leerer Schall.

Die Geister der Tiefe, unsauber und blutbefleckt, krochen nach oben ans Tageslicht und machten sich das reiche Land untertan. Blut von Menschen floß so reichlich, daß es schien, als sollte niemand sein Leben halten. Diejenigen, die ihre Augen stets nach fremdem Gut erhoben hatten, frohlockten; denn die Losung hieß nun frech: nimm alles; denn der andere hat es selber dem Armen geraubt!“

Paul und zwei andere Bauern saßen im Dorfsladen und besprachen die neuesten Nachrichten aus der Hauptstadt.

„Eines ist sicher,“ sagte Paul, „mit der Liquidation des deutschen Eigentums in Rußland hats nun ein Ende.“

„Das mag wohl schon so sein,“ erwiderte der Bauer Görtzen, „ob aber die Revolution uns nicht noch mehr nimmt, als es die Liquidation durch des Kaisers Regierung getan haben würde.“

Bauer Hildebrand lachte:

„Du siehst schon immer Unglück, ehe es da ist, Görtzen. Das bißchen Revolution! Mensch, bis zu uns kommt das nicht — das Getobe von Petrograd!“

Görtzen schüttelte den Kopf.

Na — na. Revolutionen sind gefährlich. Ich las da noch neulich von der französischen Revolution. Ich kann euch sagen, da sind Dinge passiert!“

Der Ladeninhaber Peters mischte sich in's Gespräch.

„Onkel Görtzen, die französische Revolution war vor 125 Jahren. Damals waren die Menschen noch nicht gebildet. Heute gibt's sowas einfach nicht. Wir sind doch in der Kultur und Bildung jetzt viel weiter.“

„Peters, geh mir mit Kultur und Bildung. In Sadatschnoje sind 5000 Russen. Hast du unter ihnen schon viel Kultur gesehen? Nein, Peters, ich bin gegen Revolutionen.“

Görtzen hatte sich erhoben. Peters wurde eifrig.

„Freiheit macht einen großen Unterschied. Dazu erhalten die Bauern

Land, das den sehr großen Gutsbesitzern abgenommen wird und nachher ist alles gut. Wozu braucht Pawlow 20,000 Desjatinen Land? Sitzt er nicht das halbe Jahr in Frankreich und spielt Karten? Wenn sie ihm jetzt 19,000 Desjatinen abnehmen, dann behält er noch genug und übergenug."

Görtzen wies mit dem Finger nach Peters und rief:

„Jetzt seht ihn an, den Revolutionär! Dann, wenn die Russen Pawlow enteignet haben, nehmen sie den nächsten und so immer weiter, bis sie auch zu uns kommen und auch zu dir, Peters. Das sollst noch mal sehen. Ihr Jungen glaubt noch an Freiheit. Ich war in der Stadt für zwei Wochen anno 1905. Ich habe dort einiges von Freiheit gesehen. Lacht nur! Du auch Franz! Denkst, deine Wirtschaft ist für ewige Zeiten? Ihr denkt vielleicht ich sei verrückt. Ich bin nur älter und glaube nicht alles, was man mir auftischt. Na, dann adjös!"

Als der Alte weg war, sahen sich die andern grinsend an.

„Das war dem Alten aber ernst mit der Sache. Ich wollte ihn garnicht aufregen," sagte Peters.

„Na meine Wirtschaft soll mir von keinem Russen genommen werden," meinte Franz, „wird nicht gleich so schrecklich werden. Kommst mit Hildebrand?"

Sie verließen zusammen den Laden. Draußen sagte Hildebrand:

„Der Peters würde wohl auch noch was von Pawlows Land haben wollen. Das liegt so in der Familie. Sein Onkel hatte mal von mir einen Pflug geliehen. Meinst er brachte den von selbst zurück? Dreck noch mal! Ich konnte so gut sein und ihn holen. Das ist die Sorte! Land einteilen! Würde ihm ähnlich sehen. Na, weißt warum Görtzen solche Angst vor Revolution hat? Er traut keinem Menschen. Sein Geld soll er vergraben haben. Er sagt, die Banken sind nur da, um den Leuten das Leder abzuziehen, und er habe es nicht nötig, jedem auf die Nase zu binden, wieviel Geld er hat. Nun hat er Angst vor Revolution. Wäre ihm schon recht, wenn er zahlen müßte, der Geizhals . . . . !"

Paul Franz bog in seine Auffahrt und hörte schon nicht alles, das Hildebrand über den lieben Nächsten zu sagen hatte. Paul hatte auch so nur mit einem Ohr hingehört. Ihm war die Sache mit der Revolution doch etwas zu Kopf gestiegen. Pawlow ging ihn wohl nichts an, aber er hatte selber schon so einen Traum von einem Gutshof, den er noch mal kaufen könnte.

Na, wenn's mal losging, würde es wohl bei den Gutsbesitzern losgehen — da hatte Peters schon recht. Da hieße es denn noch warten mit den großen Plänen.

* * *

Klein - Glückstal und Waldheim waren die einzigen deutschen Dörfer in weitem Umkreis.

Als der Sommer ins Land ging und der Herbst 1917 kam, drangen aufregende Gerüchte aus den Russendörfern bis zu den Deutschen.

Der Krieg solle aus sein. Die Soldaten kämen heim, um das Land aufzuteilen.

Gutknecht kam eines Abends noch schnell zu Franz hinüber.

„Du Franz, der Maksim ist aus dem Gefängnis zurück. Ich sah ihn heute in Sadatschnoje. Er war sehr frech, fragte nach dir und meinte, er wolle nächstens sich deinen Hof aneignen. Dabei lachte er wie ein Teufel. Ich in deiner Stelle würde mich vorsehen."

„Ach, was kann der Russe mir viel tun? Schließlich ist ja noch die Miliz da. Mit dem werden wir schon fertig."

Gutknecht ging nach Hause.

Trudel hatte das Gespräch mit

angehört.

„Nimmst du die Sache nicht zu leicht, Paul?“

„Na, jetzt hast du auch noch Angst! Was ihr euch gleich alles denkt!“

„Sag was du willst. Könntest du nicht vielleicht Frieden mit ihm machen, ihm Geld oder . . . . “

„Was, ich soll ihm Geld geben? Ich dem Maksim Geld geben? Nein, Trudel, das gibt es nicht!“

„Aber eigentlich haben's die Arbeiter auch nicht immer sehr gut gehabt bei den Bauern, und manche sind doch auch schlecht behandelt worden, und wenn sie jetzt sich rächen bei dieser Unordnung?“

Paul stand am Ofen und wärmte sich. Mit großen Augen sah er seine Frau an.

„Du willst für die Knechte sprechen. Ja, was hätte ich noch mit ihnen tun sollen? Wolltest du sie vielleicht in der großen Stube in den besten Betten schlafen haben und mit uns zusammen essen sehen? Nein, davon verstehst du nichts, und die Angst wegen des Russenbengels schlag dir nur aus dem Sinn, und ihn mit Geld kaufen? Das Geld brauche ich zu andern Zwecken.“

— — — —

Einen Monat später bezahlte Paul Franz auf Befehl des Sowjets der Arbeiter und Bauern von Sadatschnoje dem Genossen Maksim Smola für 6 Jahre Lohn und mußte noch froh sein, mit so einer Kleinigkeit davon gekommen zu sein.

„Zahl oder krepier!“

Der Vorsitzende des Sowjets saß vor ihm und brüllte ihm diese Worte in die Ohren.

Nach Neujahr saß Paul Franz und noch sieben Bauern von Klein-Glückstal in Sadatschnoje im Gefängnis. Aus der Kreisstadt war eine Strafexpedition unter Leitung eines jungen Frauenzimmers nach Sadatschnoje gekommen. Die Genossin ließ sich die reichen Bauern aus Klein-Glückstal holen. Sie preßte Geld aus ihnen. Sie verstand die Sache meisterhaft. Nur aus Paul Franz kriegte sie nichts heraus. Die andern versuchten ihn im Gefängnis zu überzeugen, daß es Wahnsinn sei, wegen des Geldes mit dem Leben zu spielen.

„Ja aber die Wirtschaft? Wie soll das? Ich kann das Geld auftreiben, aber ich kann doch die Wirtschaft nicht ruinieren.“

„Es geht ja doch alles zu Grunde! Siehst du das nicht?“

Paul sah den Sprecher ungläubig an. Er erkannte das Gottesgericht, das über Rußland ging, noch nicht als ein solches an. Er dachte noch an die Wirtschaft.

Die andern Bauern ließen die Roten laufen. Zu Franz sagte die Kommissarin höhnisch:

„Dich nehme ich mit. Wir fahren zu dir auf deinen Hof und dort — entweder du zahlst die Kontribution oder . . . . “ Sie hielt ihm ihre Pistole unter die Nase.

Unter starker Begleitung fuhren sie nach Klein-Glückstal. Auf Pauls Hof angekommen sprang die Führerin vom Wagen und winkte dem Gefangenen herunterzukommen.

„Ihr bleibt hier! Ich geh mit ihm ins Haus!“ Diesen Befehl rief sie ihrer Begleitung zu. Paul mußte voran gehen, sie folgte.

„Hinein mit dir!“

Sie standen im Vorzimmer. Aus der Küche kam blaß und verängstet Trudel. Eben wollte die Genossin dem Gefangenen etwas befehlen, als sie die Frau sah. Ihre Hand mit der Pistole sank herunter. Sie trat einen Schritt auf Trudel zu. Plötzlich rief sie:

„Neufeld du?“

„Ja ich, Stschekotichina!“

„Bist du seine Frau?“ Sie wies nach Paul hin.

Trudel nickte.

„Kommt in ein Zimmer, wo man uns vom Hof nicht sieht.“

Trudel ging voraus, durch die große Stube in die Eckstube.

„Setzt euch!"

Sie selber blieb aber stehen. Ihre Züge hatten den grausamen Ausdruck verloren, die eine Seite ihres Gesichts zuckte nervös.

„Ich bin zu den Roten gegangen. Ich war arm .... sie geben uns Brot. Wir bringen dem Volk Freiheit ....

Nein, dies ist ja eine dumme Geschichte .... Ist der dort wirklich dein Mann?"

„Ja, Paul Franz ist mein Mann. Was willst du von ihm?"

Die Stschekotichina lachte häßlich auf:

„Was ich mit ihm wollte? Frag ihn nur .... Nein, sei still! Laß mich denken!"

Sie ging ans Fenster, sah hinaus. Lange stand sie so. Ganz still wurde es im Zimmer. Nur die alte Wanduhr tickte unbekümmert weiter. Plötzlich unterbrach ein Gewehrschuß vom Hof aus die Stille.

„Verfluchte Bande, verstehen nicht mit Gewehren umzugehen. Mit wuchtigen Schritten eilte sie hinaus und fluchte ihre Begleiter aus. Dann kam sie zurück.

„Du warst immer gut zu mir auf dem Gymnasium. Nicht wie die andern, die sich über die arme Stschekotichina lustig machten. Weißt, was die reiche Fadejewa einmal zu mir sagte? „Wie kommst du eigentlich auf's Gymnasium, Steschekotichina? Du würdest mir viel besser als Stubenmädchen gefallen." Das sagte sie, die reiche Brut. Doch du ...."

Hier schwieg sie wieder. Dann stampfte sie trotzig mit dem Fuß auf.

„Einerlei. Ich wag's. Niemand soll sagen, die Stschekotichina ist für alte Freunde nicht eingesprungen. Nur eines lassen Sie sich sagen, Genosse Franz: Das Geld werden Sie los, und ein zweites Mal wird es nicht die Klassenfreundin Ihrer Frau sein, die Sie vor das Entweder — Oder stellt. Nur sagt niemand, was hier geschehen! Hört ihr? Gut! Denkt nicht zu schlecht von mir, Neufeld!" Damit streckte sie der erstaunten Trudel die Hand hin.

„Danke! Möge Gott es dir vergelten!"

„Gott? Du großes Kind!"

Hastig lief sie aus dem Zimmer und bald jagte die ganze Gesellschaft vom Hofe.

„Was war das für eine Komödie? Woher kennst du die Dirne?"

„Sie war in meiner Klasse im Gymnasium. Was wollte sie von dir?"

„Kontribution! Ich habe doch recht gehabt. Die andern ließen sich einschüchtern und zahlten. Ich sagte es ihnen gleich: Die droht nur. So schnell ist es nicht bis zum Schießen. Ich werde doch nicht alles abgeben und meine Wirtschaft verloddern lassen. Na, nein!"

Trudel sah ihren Mann sorgenvoll an.

Paul Franz aber in seiner Liebe zu den irdischen Gütern wußte es nicht, wie nahe er dem Tode gewesen. Wie ein paar freundliche Worte, ein Lächeln seiner Trudel, geschenkt einem verbitterten Mädchen, heute durch des Geschickes Lenker Früchte getragen hatten.

So ward ihm das Leben geschenkt ohne sein Wissen.

Verschiedenes verlor er noch an irdischen Gütern, doch weil er die Kontribution behalten, war er der erste, der sich wirtschaftlich erholte, als die Deutschen und Oesterreicher die Ukraine besetzten.

Mit voller Kraft ging er wieder an die Arbeit. Den Maksim Smola ließ er auch verhaften, doch war das Geld schon verduftet.

„Dann mußt du es abarbeiten!"

Maksim versprach alles, um nur den Händen der Dentschen zu entkommen. Er blieb auch einen Monat in

Arbeit. Kurz vor der Ernte war er eines Morgens verschwunden. Ein Pferd hatte er mitgenommen. Paul Franz wütete — vergebens. Der Russe war verschwunden.

In diesem Sommer versuchte Trudel mehr als zuvor das Los der Dienstboten zu erleichtern. Niemand konnte ihr ein barsches Wort nachsagen. Die Begegnung mit der früheren Schulgenossin hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Nur als sie Paul bat, das Erlebte als eine Lehre anzusehen und die Arbeiter nachsichtiger zu behandeln, verbat er sich die Einmischung.

Peter aber wurde 6 Jahre alt und sollte im Herbst zur Schule. Ihm hatten sich im Laufe der Jahre noch zwei Schwestern zugesellt, die jetzt vier und zwei Jahre zählten. Sie waren Agnes und Trudel.

Peter aber fühlte sich schon wichtig als Aeltester. Paul war nicht so zufrieden mit seinem Thronerben, wie er es hätte sein können, wenn der Junge anders gewesen wäre.

Wenn es der Vater durchaus haben wollte, kam er wohl auch in den Stall und auf's Feld, er freute sich auch an Fohlen, Kälber, nahm auch mal die Leine, aber daß ihm dabei die Augen vor Begeisterung glänzten, wie vielen andern Bauernjungen — das hatte Paul noch nie gesehen.

Wenn aber der Großvater von Waldheim herüber kam, dann konnten des Jungen Augen glänzen. Der Großvater wußte auch soviel Geschichten zu erzählen, und immer wieder wollte Peter hören, wie es gewesen, als die Zwerge den Riesen überlisteten, und ob es noch Riesen gäbe, und ob es so sei, daß die Vögel und Tiere sprechen könnten.

„Von mir hat er's nicht," sagte Paul.

Lehrer Neufeld aber lachte.

„Ein Bauer soll er werden," brummte der Vater.

„Was soll das? Mir hat niemand Geschichten erzählt!"

„Leider," dachte Neufeld, aber er sagte es nicht.

Zur Schule freute Peter sich. Da wollte er viel lernen.

„Willst ein Lehrer werden? fragte lachend der Großvater.

Doch Peter wußte nicht, was er werden wollte. Der Vater aber dachte: Das kommt noch. Er ändert noch. Wie soll es anders? Ein Bauer muß er werden. Will er nicht biegen, so muß mitgeholfen werden.

Seine Mutter aber sah ängstlich den Zwiespalt in der Seele des Kleinen wachsen. Was würde die Zukunft, das Leben bringen. Dazu in so unruhigen Zeiten.

* * *

Die Zeit der Ruhe unter deutschem Schutz war leider schnell verlaufen. Die Beschützer zogen zurück nach Deutschland und überließen die deutschen Kolonisten ihrem Schicksal. Um sie brodelte der revolutionäre Hexenkessel wieder auf ärger denn zuvor. Anarchie, Mord und Brand hatten freie Hand. Der Bürgerkrieg zerschnitt das Land in viele sich bekämpfende Lager.

Gegen die Zustände, wie sie nun herrschten, war die Periode vor dem Einmarsch der Deutschen nur ein Vorspiel und zwar ein sehr gelindes gewesen.

Klein-Glückstal lag nicht an der Bahnlinie und entging dadurch der fraglichen Ehre, Kriegschauplatz zu sein. Doch verschont blieb es deshalb noch lange nicht. Banden, die sich irgend einen Halunken zum Häuptling gewählt, und denen Aufreibung durch rotes oder weißes Militär drohte, wählten sich oft das Russendorf Sadatschnoje zum Schlupfwinkel, in welchem Falle Klein-Glückstal und Waldheim dann hinhalten mußten — war doch der Vorrat der verfluchten

Deutschen unerschöpflich.

Es ging auch nicht immer um Vorräte. Die blutgierigen Henker wollten Menschenleben haben. Görtzen erschossen sie in seinem Garten. Er hatte ihnen alles herausgegeben, was er sich an Gold- und Silbergeld versteckt. Sie wollten mehr haben — er hatte nichts als sein altes Leben.

Das nahmen sie ihm auch.

In derselben Nacht saßen Peters und Hildebrand in einer Hecke in Paul Franz' Garten und schwitzten Angst.

„Eigentlich blieb der Glücksfranz noch ziemlich verschont. Das Glück blieb ihm treu!"

„Na Hildebrand, so ganz verschont bleibt er doch nicht. Sie haben ihm schon viel genommen."

„Ja, aber er hat noch immer mehr als irgend einer im Dorf. Da.... was ist das?"

Sie horchten angestrengt atemanhaltend in die finstere Nacht hinein.

„Hast es gehört? Ich glaube, jemand ist im Garten. Da!"

Tatsächlich war ein Geräusch zu hören.Sie waren fertig zum Sprung. Plötzlich bellte ein Hund — ganz nahe.

„Das dumme Tier," sagte Hildebrand.

Peters versuchte den Hund heranzulocken, um ihn dann zu beschwichtigen. Es half nicht. Der Köter war wohl eine Minute still, um dann desto lauter zu bellen.

„Wir müssen fort von hier. So ein Tier. Komm!"

Da rief jemand den Hund. Sie erkannten Pauls Stimmen. Er kam näher.

„Franz, nimm deinen Köter hier weg. Er hetzt uns die Roten auf den Hals."

„Ihr seid es! Die Roten sind schon weg."

„Und?"

„Görtzen haben sie erschossen."

„Görtzen?" Sie riefen beide wie aus einem Munde.

„Ja. Er sollte mehr Geld geben. Nach euch haben sie gesucht."

„Und du? Haben sie dir nichts getan?"

„Nur geprügelt."

„Na, da bist du wohl noch glücklich weggekommen."

„Glücklich? Mensch, meine Wirtschaft ist schon beinahe ruiniert!"

Die beiden Bauern, froh der Angst ums Leben für ein Weilchen enthoben zu sein, eilten nach Hause.

Unterwegs sagte Hildebrand.

„Spricht der jetzt noch von Wirtschaft. Der würde wohl auch noch die Wirtschaft mitnehmen wollen, wenn er stirbt."

Der andere sagte nichts. Von seinem Laden war längst keine Spur mehr. Um sein Leben laufen mußte er, weil er früher mal in guten Zeiten den jetzigen Führer der Bande beim Diebstahl im Laden erwischt und der Polizei übergeben hatte.

Als sei Morden mit der Waffe noch nicht genug des Schrecklichen, brachten die Banden den Tod noch in anderer Form in die zwei deutschen Dörfer. Der Typhus hob sein schauriges Handwerk an, und es füllten sich die Friedhöfe. In den einst geschäftigen Häusern der deutschen Bauern klagte und stöhnte es vor Weh und Schmerz. Der Typhus aber kannte weder Freund noch Feind, Rot oder Weiß. In Sadatschnoje starben die Banditen wie Fliegen.

An einem trüben Samstagnachmittag saß Trudel mit ihren Kindern in der Eckstube. Sie hatte eine Flickarbeit in der Hand. Peter las in einem deutschen Lesebuch vor, die kleinen Mädchen spielten. Plötzlich hielt Peter im Lesen an. Fragend sahen seine Augen die Mutter an. Er sah ihr sehr ähnlich.

„Mama, warum ist Onkel Hildebrand gestorben?"

Am Tage zuvor war Hildebrand begraben worden. Nun war er den Banditen für immer entwischt.

„Ja Kind, alle Menschen müssen einmal sterben."

„Auch du?"

„Ja Kind."

„Warum läßt Gott nicht all die Roten sterben, daß sie nicht wiederkommen können?"

„Daß weiß der liebe Gott besser, Peter! Lies nur weiter!"

„Mama, Peters Hans sagt, wenn die Kosaken kommen, die schlagen alle Roten tot. Denkst du — sie werden?"

„Wenn Gott es so will, dann ja, aber sonst nicht. Schau mal hinaus, da kommt wer zu uns."

Peter ging an's Fenster.

„Ein fremder Onkel. Er ist schon hier, Mama."

Frau Franz stand auf und ging zur Tür. Ein Bauer aus Waldheim, sie erkannte ihn sogleich trotz seines verwahrlosten Aeußern.

„Guten Tag!"

„Guten Tag, Onkel Willms! Wie kommen Sie nach Klein-Glückstal." Da sah sie sein Gesicht und den Blick mit dem er sie streifte. Sie ahnte Schlimmes.

„Was ist es? Vater? —"

„Er ist .... krank .... die andern auch. Vielleicht können Sie noch hinkommen."

Trudel lief in den Stall, suchte Paul. Sie fand ihn in der Scheune, erzählte ihm das Traurige.

Er strich ihr mit der Hand über die Wange. So selbstsüchtig Paul auch gewesen, so schwer er ihr auch das Leben gemacht durch seine Wirtschaftswut, durch seine Geldgier, in seinem persönlichen Verhältnis zu Trudel war er sehr zuvorkommend und verständnisvoll geblieben, d. h. solange sie ihn nicht inWirtschaftssachen dreinsprach. Ihren Eltern hatte er immer Gastfreundschaft erwiesen und hatte sich auch mit Lehrer Neufeld trotz ihrer ganz verschiedenen Ansichten nie gestritten. Doch traf der Verdienst hierfür wohl mehr Neufeld als Paul Franz. Wie dem auch sei, den Verkehr zwischen Trudel und ihren Eltern hatte er nie gehindert.

„Komm, wir fahren alle hin. Ist vielleicht nicht so schlimm. Die Kinder können bei Dietrich und Tina bleiben! Die Eltern waren ja beide noch stark und rüstig."

Sie fuhren hin. Die Pferde waren schlecht. Die Banditen hatten die besseren mitgenommen, halbverhungerte, zerschundene Gäule zurückgelassen. Der Weg schien unendlich lang zu sein. Als sie zu Neufelds kamen, war es schlimm, schlimmer als Trudel geahnt. Vater und Mutter bewußtlos, die Kinder im Anfang der Krankheit, schlechte Pflege — nicht aus bösem Willen, sondern weil niemand genügend Zeit hatte, sich den Kranken zu widmen. Fast in jedem Hause war jemand krank. Nicht nur in Waldheim und Klein-Glückstal — nein die ganze Ukraine hallte wieder vom Gestöhn der Typhuskranken, der Sterbenden.

„Vater, wir sind gekommen! Vater! Paul und ich! Kennst du uns nicht?"

„Die Augen voll Fieber starrte der Kranke sie an. Ohne Verständnis. Eine Hand zupfte an der Decke. Ein irres Lächeln huschte über die wilden Züge.

„Sie wollen es mir nicht glauben — die Professoren. Ich hab es erfunden und aufgeschrieben. Hier ist die Formel."

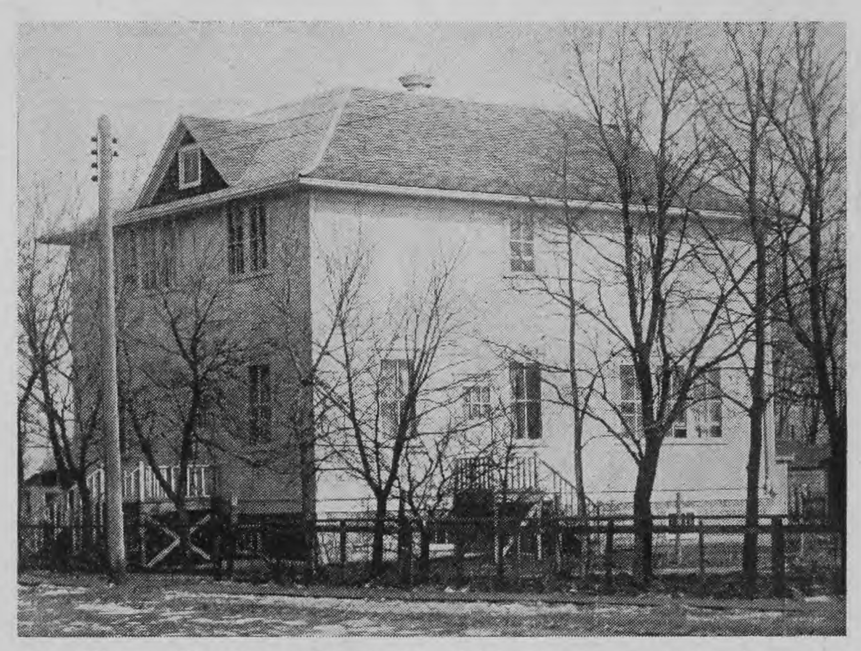
Er fuhr mit der Hand unter das Kissen. Ehe sie ihn hindern konnten, hatte er sich halb aufgerichtet.

„Sie haben's gestohlen. Sie haben's gestohlen. Jetzt kann ich nichts beweisen."

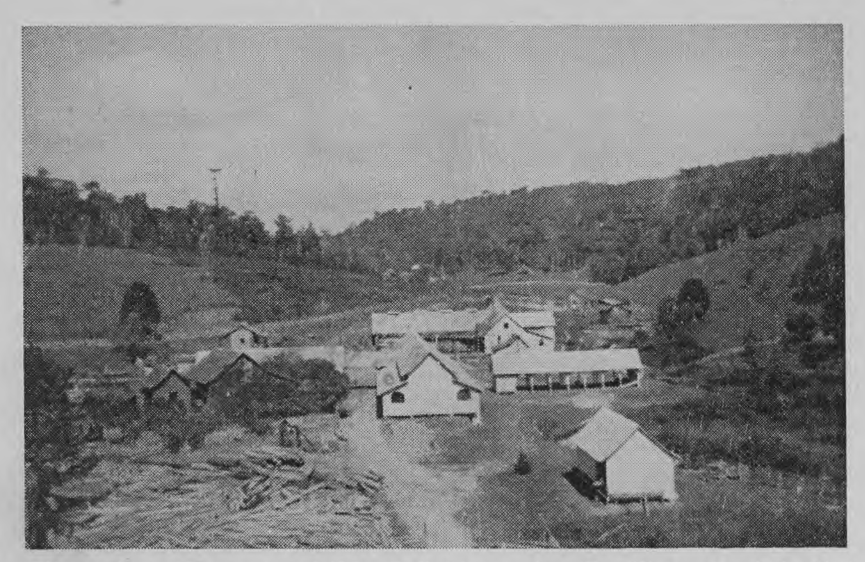
Fortsetzung folgt.



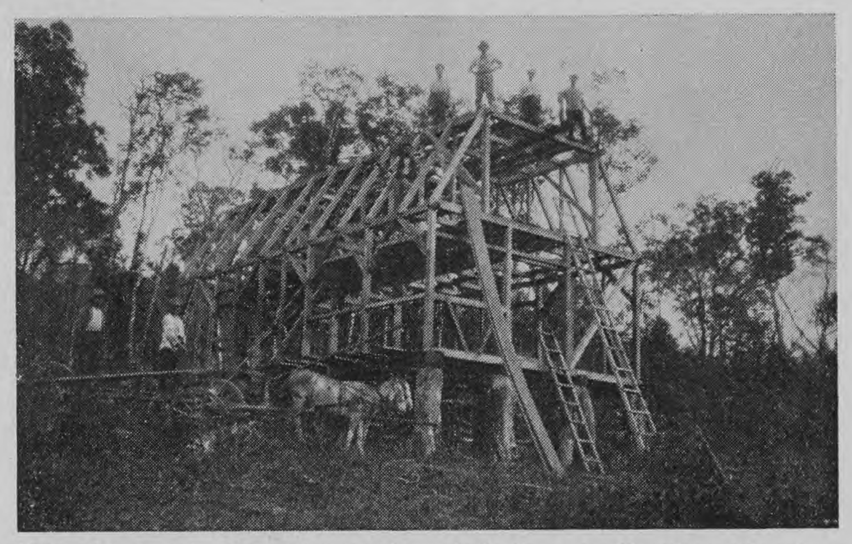
Vielen unserer Leser brauchen wir es nicht erst zu sagen, wo dieser historische mennonitische Winkel liegt. Die Rosentaler Schule (Südrußland) mit der gegenüberliegenden überschwemmten Straße ist sehr vielen Altkoloniern ein bekanntes Bild.



Die Winkler Bibelschule (Manitoba). Diese Schule erfreut sich eines guten Zuspruchs. Ihr Leiter ist Prediger Abram Unruh.



Witmarsum. Die mennonitische Ansiedlung in Brasilien. Landschaftlich läßt die Gegend nichts zu wünschen übrig und erinnert an verschiedene schöne Plätze in Süddeutschland. Aber noch haben die Siedler kaum viel Zeit, sich an den landschaftlichen Schönheiten ihrer neuen Heimat zu freuen. Das mag aber noch kommen.

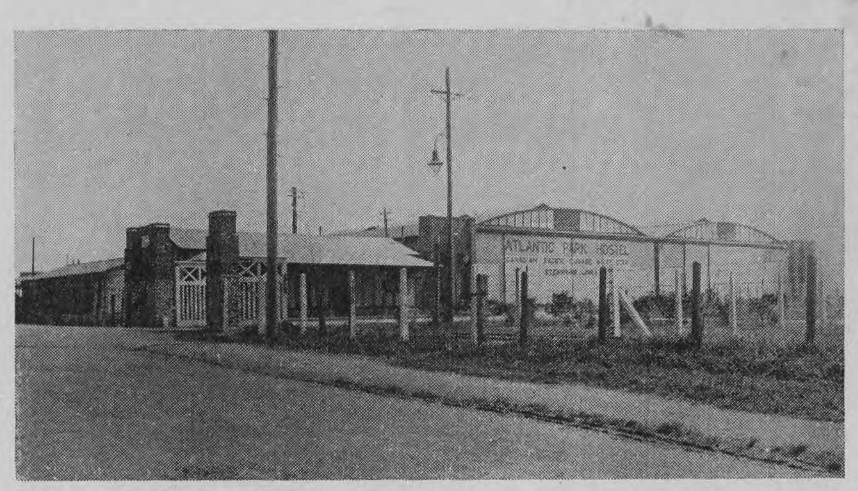


Beim Hausbau in der mennonitischen Ansiedlung in Brasilien. Der Einsender gibt nicht an, für welchen Zweck dieses Gebäude aufgeführt wird. Für ein Wohnhaus sieht es fast zu „forsch."

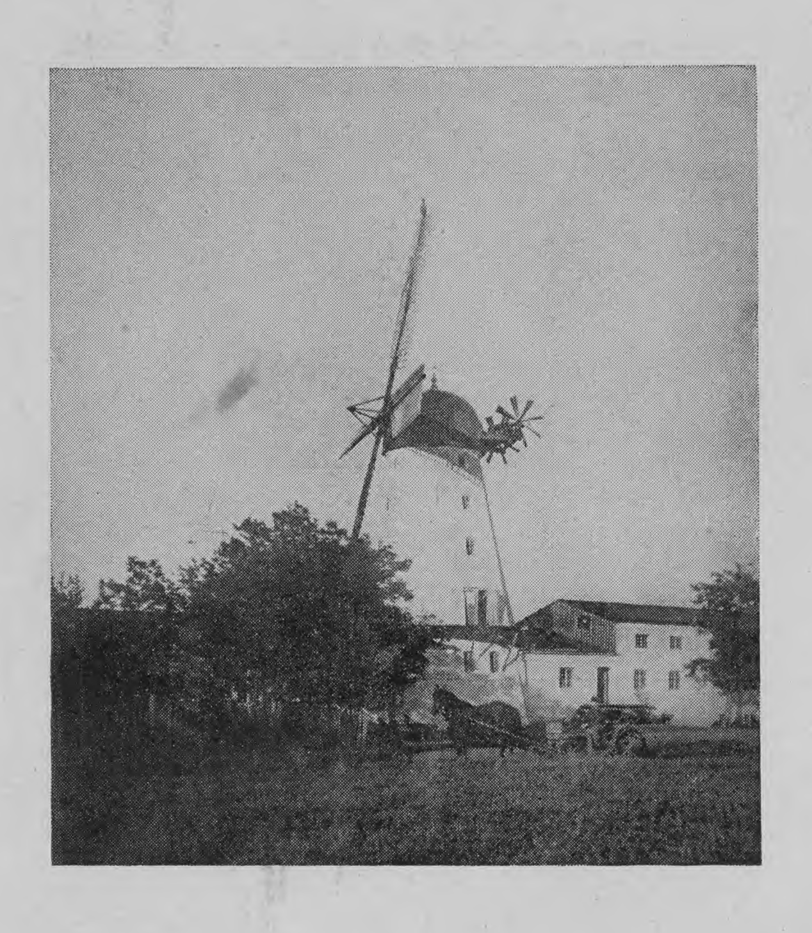
Zwei Stationen der mennonitischen Wanderung



Wer kennt es nicht, dieses Tor! Alle, die aus Rußland kommen, mußten es passieren, und erst, wer es hinter sich hatte, glaubte an seine Errettung.



Atlantic Park Hostel, nahe Southampton, England, für viele mennonitische Emigranten eine bedeutsame Station auf dem Wege nach Amerika. Gute und weniger gute Erinnerungen knüpfen sich an diese großen Hallen.



Ein richtiger „Holländer" in Blumenort, Molotschna, Südrußland. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1918.

Erinnerungen aus den Jahren 1914 - 1918

Von J. R.

In den ersten Nummern der „Warte“ las ich von dem Untergang des Sanitätsschiffes „Portugal.“ Da ich in derselben Zeit, da die Portugal von der Erdoberfläche verschwand, auf dem Schwesterschiffe desselben, der „Aequator“, im Dienste stand, so rief dieser Aufsatz verschiedene Erinnerungen wach, die ich versuchen will aufzuzeichnen.

Ich erinnere mich eines Kalenderblättchens, das ich in dem Jahre 1914 in die Hand bekam. In demselben wurde auf den Weltfrieden hingewiesen und im besonderen auf die Anstrengungen der Weltmächte diesbezüglich sowie auf das Wettrüsten derselben, das eigentlich diesem Bestreben Hohn sprach. Wir sehen in der heutigen Zeit dasselbe Zeitbild.

Dann im August fiel der Funke ins Pulverfaß, und der große Weltkrieg brach los mit allen seinen Schrekken. Wir waren damals in der Dreschzeit, und die Mobilisation der Reservearmee setzte ein. Da in dieser Zeit die Bauern und Gutsbesitzer ziemlich viel Arbeiter hatten, so war wohl fast kein Ackersmann, dem diese Mobilisation nicht sehr nahe ging. Entweder er selber oder jemand von seinen Arbeitern wurden von diesem Gesetze betroffen. Auf vielen Stellen wurde das Familienhaupt zu der Armee berufen, oder ihm wurde der beste Arbeiter weggenommen. Es lastete ein Druck auf allen Gemütern, der sich noch besonders verschärfte, nachdem die Nachricht eintraf, daß die beste Armee der russischen Regierung in den Masuren aufgerieben sei. Nach diesem setzte die Mobilisation noch schärfer ein. Bald war die Reserve-Armee einberufen, und man ging über zur Einberufung der Landwehr. Auch wir Mennoniten waren nicht verschont von dieser Einberufung und wurden hinzugezogen zum Sanitätsdienst. Nur eine kleine Gruppe wurde in den Forstdienst gestellt.

Es war anfangs April 1915. Ich war gerade auf einem zweiten Gute meiner Schwiegereltern, wo wir mit der Saatzeit beschäftigt waren und auch fertig machten, um einige neue Gebäude zu bauen. Es sollte eine neue Wirtschaft eingerichtet werden, und ich war beauftragt, die Sache zu leiten. Wurde aber nach Hause beordert; denn auch an mich war der Ruf ergangen, mich der Armee zu stellen. Am 5. sollte ich mich auf dem Sammelpunkte einfinden. Am 4. konnte ich noch mit meiner Frau dem Herrn, der alle Dinge leitet, ein Dankgebet bringen für die wunderbare Leitung; denn der Herr hatte uns an diesem Tage ein Söhnlein geschenkt. Ich konnte in der schweren Stunde bei meiner Frau sein, und beide, Mutter und Kind, waren auch munter. Den nächsten Morgen in aller Frühe hieß es Abschied nehmen; denn man wußte nicht, ob man noch jemals die Seinigen würde zu sehen bekommen.

Wie nicht anders zu erwarten war, war ich am nächsten Morgen eingeschriebener Soldat. Denn nur wenige zum Dienste ganz Untaugliche wurden nach Hause gelassen. Ich sollte mich in einigen Tagen nach Ekaterinoslaw stellen, wo man mir meinen Dienst bestimmen würde. Ich konnte aber bei dieser Gelegenheit noch einen kleinen Abstecher nach Hause machen. In Ekaterinoslaw angekommen, traf ich eine große Anzahl junger und älterer mennonitischer Männer. Daselbst wurden Listen aufgestellt, wer wohin kommen sollte.

Die meisten versuchten, wenn nur eben möglich, nicht zu weit von Hause Anstellung zu bekommen. So auch ich. Jedoch wurde uns gesagt, daß

unsere kleinere Gruppe nach Odessa aufs Schiff sollte. Ich hatte keine Ahnung, wie groß diese Gruppe war, aber nach Odessa, das war weit ab, und aufs Schiff .... brr, nein, da möchte ich nicht hin, wenn nur eben möglich. In Ekaterinoslaw wurden auch Sanitäter gebraucht, und ich meldete mich dahin und bekam auch glücklich eine Anstellung. Die Freude war doch nur von kurzer Dauer, und nach etlichen Tagen hieß es: nach Odessa. Der Termin zur Reise wurde mir etwas länger gestellt, als ich eigentlich brauchte zur Reise, und so machte ich noch einen kleinen Abstecher nach Hause.

Ich wußte, daß nach meiner Rechnung ich nur einen Tag würde können zu Hause sein, und denselben versuchte ich auch auszunützen. Jedoch war diese Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als ich bis zu unserer Station kam, fragte man mich, nach welcher Seite ich von dem Zuge steigen wolle. Nun, zur Station, wie gewöhnlich, war mein Gedanke. Und ich tat es auch so. Aber eben den Zug verlassen, wurde ich sehr entschieden schnell durch die Station expediert. Und erst außerhalb der Station wurde es mir klar, was der Grund zu all diesem sei. Man sagte, daß der Kaiser mit seinem Gefolge in kurzer Zeit diese Strecke mit dem Zuge passieren solle. Ich hatte nicht Zeit gehabt, nach Hause Nachricht zu geben, so daß da kein Fuhrwerk zu meinem Empfang war, und es war auch keines zu bekommen, so daß ich also auf Schusters Rappen meinen Heimweg antrat. Ich ging eine Zeitlang den Bahnweg entlang, und bei der ersten Überfahrt wollte ich die Bahnlinie kreuzen; denn ich mußte hinüber, um nach Hause zu gelangen. Aber gefehlt. Daselbst war Militär gestellt, und beim Näherkommen zu der Bahnlinie wurde mir zwar höflich jedoch entschieden der Weg gesperrt. Nun, ich dachte zwischen den Überfahrten würde ich wo können durchschlüpfen. Aber hier war überall berittene Polizei. Ich verlegte mich aufs Bitten, aber auch das half nichts. Ich machte den Vorschlag, man solle mich wie einen Arrestanten über die Bahnlinie bringen, aber ich fand nicht Gehör. Und die Zeit verlief — und ich am Geleise. Von Morgen war schon fast Mittag geworden. Mit einmal wurde die Polizei unruhig. Einer kam zu mir herangesprengt und orderte, ich solle eine halbe Werst zurück von der Bahn. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, wurde mir gesagt: Nur schnell, schnell! Da lege dich hin und zwar mit dem Gesichte von der Bahn.

Nun, es half nichts, wenn mein Nachhausefahren und wenn auch nur auf eine ganz kurze Zeit nicht sollte vereitelt werden, mußte ich mich fügen. Ich hatte nicht lange gelegen, so sah ich, all die berittene Polizei stand hoch zu Pferde mit dem Rücken der Bahnlinie zu, und der eine nahe bei mir hatte mich im Auge. Ich konnte jedoch so viel sehen, daß nun ein Zug vorbei fuhr, nicht viel was anders, als ein gewöhnlicher Zug. Mit etlichen Minuten Zwischenraum folgten ihm noch zwei. Der Kaiser war vorbei gefahren. Nun war die Bahn frei, und ich ging so schnell wie es ging heim. Hier war wohl alles munter, aber es galt nun Abschied zu nehmen auf längere Zeit. Am nächsten Morgen ging es dann los ins Unbekannte. Ich hatte noch nie vorher das Meer gesehen, und nun sollte ich sogar noch auf einem Schiffe im Dienste stehen.

Die Reise bis Odessa ging ohne besondere Zwischenfälle von statten. Auf der Reise hatte ich noch einen Kameraden getroffen, dessen Bestimmungsort auch das Schiff war. Wir kamen in Odessa spät abends an. Mit einer Droschke fuhren wir bis zum Hafen. Da die Beleuchtung daselbst nur sehr spärlich war, man hatte es dunkel, um den Feinden, die öf-

ters auf dem Schwarzen Meere herumstrichen, nicht ein gutes Ziel für ihre Geschütze zu geben, so konnten wir, obzwar im Hafen, nichts vom Meere sehen. Zudem waren da etliche große Schiffe dem Damme entlang aufgestellt, die den Blick aufs Meer hemmten. Nachdem wir unsere Ausweispapiere vorgezeigt, wurden wir ohne weiteres aufs Schiff und zu den Kajüten gebracht, wo schon eine ziemliche Gruppe unserer Dienstbrüder versammelt waren.

Es war die „Portugal", wo wir gelandet und wir machten uns so viel wie möglich auf derselben heimisch; denn es sollte doch unser Heim für unbestimmte Zeit werden. Am nächsten Morgen wurden wir zur Musterung aufs Verdeck gefordert. Da war nun der Arzt vom andern Schiffe, der noch um etliche Arbeiter anhielt. Drei Mann wurden nun von diesem Schiffe gleich auf das andere kommandiert. Und unter denen war auch ich. Somit hatte meine Dienstzeit auf der „Portugal" geendet, und ich war auf der Aequator angelangt.

Diese Schiffe, Portugal und Aequator, waren beide französische Schiffe, die gerade noch, ehe die Dardanellen gesperrt wurden, mit russischen Emigranten in den russischen Hafen eingelaufen waren und nun nicht mehr zurück nach Frankreich konnten. Nun waren sie von der russischen Regierung beschlagnahmt und sollten für Sanitätszwecke benutzt werden. Jedes Schiff hatte zu der Zeit noch die volle französische Besatzung, und nur die Wache war russisch.

Jetzt fing eigentlich unsere Dienstzeit an. Wir waren zehn Mann mennonitische Sanitäter. Hatten eine Abteilung im Schiffe für uns allein. Auch hatten wir unsere eigene Speisehalle und auch mehrere Kajüten, so daß wir uns ganz häuslich einrichten konnten. Da von unseren Kameraden aus der Dienstzeit noch vier hier in Canada sind, so möchte ich bei dieser Gelegenheit euch zurufen, im Falle ihr diese Aufzeichnungen lesen solltet und die Reihenfolge der einzelnen Begebenheiten vielleicht nicht immer ganz stimmen sollte, so ist dieses nicht mit Absicht geschehen, sondern ich habe keine Daten zur Hand und schreibe nur aus dem Gedächtnis, wie ich es behalten habe. Als Erläuterung diene noch, daß drei von unseren Kameraden von den Machnowzen umgebracht wurden, einer ist gestorben, und einer ist noch in Rußland.

Unsere erste Arbeit auf dem Schiffe war, verschiedenen Proviant einzuladen. Da waren Apfelsinen, Aepfel, Wäsche und viel Arzenei und Verbandzeug. Die Schiffe wurden alle beide in dieser Zeit noch nur erst fertig gemacht ihrem Zwecke entsprechend. Die Kajüten, die nicht von dem Personal gebraucht wurden, wurden als Operationszimmer, Apotheke, Kanzelei u. s. w. eingerichtet. Die übrigen wurden als Krankenzimmer für Verwundete eingerichtet. So auch zwei große Säle erster und zweiter Klasse. Da dieses aber nicht genügend Raum gab, so wurden die Lagerräume auch für Verwundete fertig gemacht. Hier wurden nur sogenannte Polky angebracht, d. h. nur Lagerstätten von Holz und Brettern ohne besonderen Komfort. Unser Schiff konnte so bei 1600 Verwundete und Kranke laden.

Ungefähr einen Monat hatten wir noch zu tun mit der Einrichtung des Schiffes. Dann kam das übrige ärztliche Personal. Ein zweiter Arzt und etwa 12 barmherzige Schwestern. Wir wurden von unserem früheren Aufenthaltsort weiter entfernt und wurden eine Zeitlang unterrichtet in der ersten Hilfeleistung und wie ein Verband richtig angelegt werden müsse. Etliche Monate später kamen noch 50 Mann russischer Sanitäter an Bord. Es gab eine Unterbrechung

in unserem gemütlichen Kreis. Denn wir hatten seit diesem nicht mehr die Kajüten und den Eßsaal für unseren eigenen Gebrauch.

Das Schiff war nun eigentlich fertig für die Arbeit, für die es bestimmt war. Es gab jetzt ein Hasten und Reinmachen. Auf die Frage, was dieses eigentlich bedeute, wurde uns gesagt, daß der Kaiser uns mit seinem Besuch beehren wolle. Der Tag kam heran. Damals, ungefähr vor einem Jahre, durfte ich nicht einmal den Bahndamm überschreiten, und nun sollte er zu uns aufs Schiff kommen. Wir sollten unsere besten Kleider anlegen und mußten uns in Reih und Glied aufstellen. Endlich kam der Kaiser mit dem Thronfolger und großem Gefolge an. Er begrüßte uns ganz aus der Nähe. Und ich muß sagen, daß manch einer etwas enttäuscht war; denn man hatte sich einen Mann vorgestellt, der mit seiner Person imponieren werde, und nun kam nur ein mittelgroß gewachsener Mann in gewöhnlicher Kriegsbekleidung. So auch der Thronfolger, aber sein Gefolge war in vollem Ornate. Nach der Begrüßung besichtigte der Kaiser das Schiff. Ich wurde gerufen, um ein Operationszimmer zu öffnen, konnte mich jedoch nicht schnell genug durch das Gedränge durchbringen, und wie ich zu der Tür kam, um sie zu öffnen, ging er gerade auf die andere Seite des Schiffes. Da war auf einem Teller Brot hingestellt für die Kranken die nur für einige Tage aufs Schiff gebracht waren. Der Thronfolger langte sich ein Stück Schwarzbrot, und man konnte sehen, daß er es mit Wohlgefallen aß; denn die ganze Besichtigung interessierte ihn nicht sehr. Nach unserem Schiffe besuchten sie ein Kadetten-Schulschiff, das nahe bei unserem stand. Wie sie daselbst das Schiff verließen, sprangen die Kadetten auf die Strickleitern, und hinauf ging es bis in die Spitzen der Masten. Ja dieses, das interessierte den Thronfolger, und er blieb stehen, um sich das Bild länger anzusehen. Aber er mußte den übrigen folgen.

Jetzt hieß es aber, daß wir mehr Arbeit bekommen sollten. Neuer Proviant und andere große Vorräte wurden aufs Schiff geschafft. Auch im Maschinenraum wurde sehr geschafft, und der Vorrat an Kohlen und Wasser wurde erneuert. Alles wurde fertig gemacht für eine größere Reise. Und richtig. eines Morgens sehen wir, wie ein Schiff nach dem anderen den Hafen verläßt. Wir zählten damals, daß 42 Schiffe eines nach dem anderen den Hafen verließen. Als letzte fuhren auch unsere 2 Sanitätsschiffe los. Es hieß damals, daß man plane, eine große Armee auf Feindesland auszusetzen. Wir fuhren jedoch nur etwa 60 Seemeilen und blieben in der Mündung von Dnjepr und Bug vor Anker. Da lagen wir nun so etwa 3 Tage ohne zu wissen, was eigentlich getan werden sollte. zudem herrschte fürchterlicher Nebel. Das Schiffskommando hatte es die Zeit über drock, die Nebelglocken zu schlagen und andere Nebelsignale zu geben. damit nicht andere Schiffe auf uns aufliefen. Nach diesem erhielt unser Schiff Order, nach Nikolajew zu gehen, und die Portugal ging, so viel wie wir erfahren konnten, zurück nach Odessa. In Nikolajew mußten wir in der Mitte des Flusses gegenüber der Stadt vor Anker gehen. Wir waren eine ziemliche Strecke von den Ufern entfernt und mußten die Verbindung mit dem Festlande mit dem Kahne unterhalten. Arbeit war sozusagen keine, außer die einzelnen Räume in Ordnung zu halten. Als es im Herbst anfing kälter zu werden, sah man ein, daß wir ohne Beheizung nicht auskommen konnten. Die Schiffe waren beide für wärmere Zonen eingerichtet und nicht für den russischen Winter, wenn auch im Schwar-

zen Meere. Dazu mußten wir wieder zurück nach Odessa.

Ehe die kalte Zeit wirklich einsetzte, hatten wir eine ziemlich gute Heizvorrichtung. Nun aber, um nicht noch länger ohne Arbeit zu sein, bekamen wir verwundete Krieger an Bord, wo dieselben gepflegt wurden. Die ganze Einrichtung war wohl zu kostspielig, um als ständiges Hospital zu arbeiten, aber es schien, daß für diese Schiffe keine andere Arbeit da sei.

Da im April 1916 wurde die Portugal nach Batum beordert, um Verwundete zu fahren. Wir jedoch hatten Verwundete an Bord. Da in der letzten Hälfte im April erhielten wir die Nachricht, daß die Portugal von einem feindlichen Unterseeboot in den Grund gebohrt sei, und nur die Hälfte von dem Kommando gerettet wurde.

Die Nachricht kam unverhofft, und gleichzeitig kam auch die Order, daß unser Schiff an Stelle des versenkten in Arbeit treten solle. Es wurde hin und her gesprochen, daß ein Hospital Schiff mit all seinen Abzeichen doch vor dem Feinde sicher sein sollte. Aber wir standen vor der Tatsache, daß ein Schiff bereits auf dem Boden des Meeres ruhte.

Es verliefen nur etliche Tage, und wir waren auf dem Wege nach Batum. Jedoch hatte der Kapitän Order bekommen, nur des Nachts zu fahren. Wir fuhren also des Abends los und kamen am nächsten Morgen bis Eupatoria, wo wir etliche Meilen abseits vom Hafen vor Anker gingen. Es war Mittagszeit. Mit einmal hörten wir auf dem Verdeck so ein unruhiges Hin und Her. Was ist los? Etliche Meilen von uns war so was Schwarzes im Wasser. Es kam näher und näher. Es stellte sich heraus, daß es ein feindliches Unterseeboot war. Unwillkürlich stellte man sich die Frage, ist dies auch unser Letztes? Aber der Feind dachte diesmal nicht an so etwas. Wie man durch das Fernrohr erkennen konnte, war auf dem Verdeck des U-Boots ein deutscher Offizier und noch zwei andere. Sie nahmen gemütlich ein Bild von unserm Schiffe und dann verschwanden sie.

Nachdem sie schon wieder eine ziemliche Strecke in See waren, wurde das U-Boot von der Küstenwache gesichtet und nun wurden die Kanonen auf den kleinen Punkt gerichtet, jedoch dieselben waren in Sicherheit; denn die Geschosse reichten nicht so weit.

Als die Sonne sich dem Untergange nahte, wurde unser Anker wieder gelichtet, und wir gingen wieder in die offene See und zwar gerade in derselben Richtung, wo vor ungefähr fünf Stunden das feindliche U-Boot verschwunden war. Wir haben aber von demselben nichts mehr gesehen. Unsere nächste Station sollte Jalta sein. Da Sewastopol ein Kriegshafen ist, so mußten wir da im großen Bogen herum fahren. Erstens um nicht in den Bereich der Minen zu kommen, die um den Hafen gelegt waren, zweitens könnte man uns für ein feindliches Schiff halten, und man könnte die Kanonen auf uns richten, und beides könnte schlechte Folgen haben. Wir wurden zwar durch die Scheinwerfer etwas beunruhigt, jedoch waren wir aus dem Bereiche der Gefahr, man hatte uns nicht bemerkt.

Wir kamen dann den nächsten Morgen in Jalta an. Wir wurden in den Hafen gebracht und hatten Gelegenheit, ans Land zu gehen und uns die Stadt zu besehen. Wie wir so die Straße eines Vororts von Jalta entlang gingen, kamen wir bei einem Fruchtgarten vorbei. Da waren Pflaumenbäume in der Blüte. Ich machte meine Kameraden auf dieselben aufmerksam und streckte meine Hand aus, um einen Ast etwas näher zu biegen. Da ertönte eine Stimme auf russisch: „Nein Soldatchen, tu das nicht." Man glaubte, ich wollte

den Ast abbrechen. „Aber warte einen Augenblick" rief man mir zu. Und ich bekam von einer alten Dame einen Strauß der schönsten Blumen mit den Worten: „Vielleicht gibt auch eine andere Mutter meinem Sohne in weiter Ferne so einen Strauß."

Ohne besondere Zwischenfälle fuhren wir gegen Abend wieder weiter, um nach Noworossijsk zu kommen.

Wir hatten eine ganz gute Reise bis da. Hatten hier einen längeren Aufenthalt; denn der Kohlenvorrat und Wasser sollten erneuert werden. Da es schon um Mittag war, wie wir in dieser Stadt landeten, so wurde auch noch der nächste Tag in dieser Stadt zugebracht. Wir staunten hier den großen Elevator an und die Ladevorrichtung, wo die ausländischen Schiffe mit dem Getreide beladen wurden, das aus der Ukraina kam. Jetzt stand das ganze Unternehmen; denn der Handel stockte ja, und keine Schiffe konnten das Schwarze Meer verlassen. Den nächsten Tag wurde schon nicht ganz bis Abend gewartet, und noch bei hohem Sonnenschein hatten wir die Stadt aus dem Auge verloren. Wir fuhren auch weit ins Meer hinein, so daß wir auch das Ufer aus dem Auge verloren. Später kamen wir der Küste etwas näher und konnten aus weiter Entfernung die beiden Kurorte Sochie und Potie sehen. Als der nächste Tag wieder anfing, fand man fast das ganze Kommando auf Deck, das schaute nach dem Südosten, wo unser neuer Arbeitsplatz liegen sollte. Aber noch immer war nichts zu sehen. Da mit einmal machte einer der Kameraden auf einen Gegenstand aufmerksam, der in dem Wasser schwamm. Es war ein Stück Holz von irgend einem Schiff und trug die Farbe, die auch unser Schiff trug. Sollte es ein Stück von der Portugal sein. Unwillkürlich kam die Frage, aber keine Antwort folgte darauf; denn ein jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Bald bekamen wir auch das Gebirge des Kaukasus zu Gesicht. Majestätisch zeichnete es sich am Horizont ab. Aber es kam nur sehr langsam näher. Es war um die Mittagszeit, als wir endlich etwas von der Stadt unterscheiden konnten. Nun wurde aber erst das Mittagsmahl eingenommen; denn später wollte wieder ein jeder auf dem Deck sein bei der Landung. Wie wir in den Hafen einbogen, konnten wir sehen, wie sich auf dem Hafendamm das Volk versammelte. Und ich habe mit Staunen beobachtet, wie in so einer kurzen Zeit sich eine vieltausenköpfige Menge versammeln konnte, um das zweite Hospital Schiff zu sehen; denn der Untergang des ersten war noch in all derer Gedanken sehr rege. Die übriggebliebenen von der Portugal waren zu der Zeit auch noch in Batum, und nach einer kurzen Zeit, nachdem wir gelandet, hatten wir auch schon Besuch. Auch einige von unseren Mennoniten waren unter uns. Nun gab es ein Hin und Her, und die Nachrichten, die wir bekamen, waren nicht, unsere Gemüter zu beruhigen. Auf die Frage, ob sie jetzt bei uns bleiben wollten, bekamen wir aber eine sehr bestimmte Antwort: „Nein, in keinem Falle!"

Es gab aber nicht ein langes Ausruhen; denn man hatte auf uns gewartet, und wir sollten gleich unsere Arbeit anfangen. Nun wurde mit aller Kraft gerüstet. Der Proviantvorrat wurde erneuert, so auch Verbandzeug und Medizin. Kohlen und Wasservorräte wurden in ungeheuren Mengen verbraucht. Nach etlichen Tagen traten wir unsere erste Reise in Dienst an. Wir mußten wieder des Nachts fahren; denn nun ging es direkt dem Kriegschauplatze zu.

Fortsetzung folgt.

Unter den Mennoniten in Rußland

Statistisches — Nach P. M. Friesen

Sehr wesentlich für die wissenschaftliche (und besonders für die geschichtliche) Forschung ist die Statistik. Unter den Mennoniten Rußlands ließ die Statistik manches zu wünschen übrig; während des Krieges ist manches Zahlenmaterial dazu noch verloren gegangen. Glücklicherweise haben wir in dem Werke von dem genannten Verfasser wenigstens einige Ziffern. Ich lasse hier einiges folgen zur geflissentlichen Beurteilung rußländisch-mennonitischer Vermögensverhältnisse.

Landbesitz

1.) Die Alte Kolonie (nebst Schönwiese und Kronsgarten) früheres Kronsland, Pachtartikel, und zugekauftes Privatland. .... Desj. 37,838
2.) Die Chortitzer Aussiedlungen: auf Wolostländereien, Desj. 66,344
3.) Die Chortitzer Aussiedlungen auf selbstgekauftem Privatlande, Desj. 31,856
4.) Die Molotschnaer Wolosten Halbstadt und Gnadenfeld, Desj. 120,000
5.) Die Molotschnaer Aussiedlungen auf Wolostländereien, Desj. 90,000
6.) Die Schönfelder Wolost (Privatland) .... Desj. 70,000
7.) In der Krim .... (rund) Desj. 40,000
8.) Die Wolosten Köppental und Alexandertal (Alt-Samara) 28,000

In vereinzelten kleineren Niederlassungen (stark) .... Desj. 300,000

Anmerkung: Schon für Jahr 1907 hatte der menn. Bevollmächtigte in Forsteiangelegenheiten 713,213 Desj. Land in Besitz von Mennoniten ermittelt. Aber erst in diesem Jahre begannen Ansiedler nach Sibirien zu strömen, auch wurden später Zentral, Arkadak u. a. gegründet. Das Landquantum war (1910) mit 800,000 Desj. nicht zu hoch berechnet; und nach einigen Jahren mag's eine Million gewesen sein. Die Bevölkerungsziffer war nach unvollkommener mennonitischer Schätzung 80,000 Seelen, nach allgemeiner Militärstatistik stark 100,000. Somit kämen durchschnittlich circa 10 Desj. auf die Person oder 50 auf die Familie.

Der Schwerpunkt des menn. Landbesitzes kommt auf die Gouvernements Ekaterinoslaw und Taurien; dann folgen: Südwest-Sibirien, Chersson, Charkow, Orenburg, Samara, Ufa, etc. Für die Halbstädter Wolost waren etwa 124 zugeschriebene Gutsbesitzer ermittelt mit rund 140,000 Desj.; für die Chortitzer Wolost 74 Gutsbesitzer mit 45,000 Desj.; für die Gnadenfelder Wolost 75 Gutsbesitzer mit 26,000 Desj.. Das größte bekannte Gut eines Mennoniten zählte 18,000 Desjatinen.

Handel und Industrie. Vermögen

Im Jahre 1908 waren zwecks Besteuerung zum Unterhalt der Forsteikommandos ermittelt worden 576 menn. Handelsgeschäfte und industrielle Gewerke im (angegebenen) Wert von 5,494,878 Rubel. Davon kamen auf die:

Chortitzer Wolost

und die ihr beigeschriebenen Besitzer 131 Etablissements in (angegebenen) Werten von 1,525,078 Rbl. Davon: Windmühlen 30, wert 42,700 Rbl. (von 700 bis 2200 Rbl.); Motor-und

Dampfmühlen 30, wert 833,600 Rubel (von 3000 — 100,000 Rubel); größere Werkstätten und Fabriken für Bau- landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen und Wagenbauerei — 16,wert 378,190 (von 1000 — 125,900 Rubel); Ziegeleien 9, wert 6400 Rubel (300 — 1500 Rubel); Handlungen 24, wert 108,900 Rubel (von 500 — 22,000 Rubel); kleine Gewerke (Handwerker) — 14, wert 26,800 Rubel (von 100— 6000 Rubel); Buchhandlung 1, wert 7000 Rubel (? ungenaue Angabe).

Als seltene Gewerbe wurden bezeichnet:

1 Uhrmacherwerkstatt - Klockenmacherei, wert 6000 Rubel; 1 Essigbrauerei, wert 40,000 Rubel (?) (nur) 2 Einkehrhöfe oder Gasthäuser. Keine Pferdemühle angegeben.

Halbstädter Wolost:

191 Etablissements im Werte von 1,272,415 Rubel. Davon: 37 Windmühlen, wert 62,075 Rubel, (davon 26 einfache Windmühlen — 200 — 1200 Rubel, und 11 Holländer — 1200 — 8000 Rubel); 27 Motor- und Dampfmühlen, wert 309,500 Rubel (500 — 60,000 Rubel); größere Werkstätten und Fabriken für Bau landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen und Wagenbauerei 7, wert 186,500 Rubel (2000 — 90,000 Rubel); Ziegeleien und Dachpfannenfabriken 18, wert 84,000 (1000 — 15,000 Rubel); kleine Gewerke— 38, wert 21,700 Rubel. (100 — 1500 Rubel; davon 1 Schneiderei — 200 Rubel); Handlungen — 41,wert 205,350 Rubel (90 Rubel — 50,000 Rubel); Buch- und Musikalienhandlung, wert 500 Rubel, 3000 Rubel und 6000 (?) Rubel.

Seltene Gewerbe: Typographien— 2, wert 3000 und 20,000 (?) Rubel; Weinbrauerei (Branntweinbrennerei?)— 1, wert 40,000 Rbl.;Bier- und Essigbrauerei — 1, wert 50,000 (?) Rubel; Essigbrauerei — 1 9,500 Rubel; Stärkefabrik — 1 — 5000 Rubel; Blaufärbereien — 5 (200 — 1500 Rubel); Steinhauerei 1 — 1000 Rubel; Wurstmacherei 1 — 1200 Rubel; photograph. Atelier 1 — 500 Rubel; Käsewirtschaft 1 — 500 Rubel; Seifensiederei 1 — 300 Rubel; Einkehrhöfe, resp. Gasthäuser 2 (1650 Rubel — 6700 Rubel); Messinggießereien oder -schlossereien 3, wert 800 Rubel; Schneiderwerkstatt 1, wert 200 Rbl.; Schuhmacherwerkstätten 2; Schneider- und Schusterwerkstätten scheinen selten unter Mennoniten zu sein.

Gnadenfelder Wolost:

100 Etablissements, wert 493,750 Rubel. Davon: Windmühlen 38 (2 Holländer), wert 38,650 Rubel (300 — 3000 Rubel);Motor- und Dampfmühlen 16, wert 231,500 Rubel. (200 — 50,000 Rubel); größere Werkstätten und Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen und Wagenbauererei 3, wert 55,000 Rubel (1200 — 50,000 Rubel); Schmieden 2, wert 1000 und 3000 Rubel; Ziegeleien 11, wert 35,000 Rbl. (1000 — 4000 Rubel); Handlungen 27, wert 97, 200 Rubel (500 — 15,000 Rubel); Buchhandlungen 2, 1500 — 1500 Rubel;

Charakteristisch: 1 Gärtnerei, wert 1000 Rubel. In der Halbstädter Wolost sind einige bedeutende Gärtnereien (für den Handel): Felsental, Rükkenau und Altenau — ist keine angegeben? In der ganzen Gndf. Wolost kein Kleingewerk angegeben außer zwei Schmieden.

Die übrigen:

145 Gewerke und Handlungen im Wert von 2,203,275 Rubel verteilen sich auf die übrigen menn. Gruppen, wovon wir die größten mit Angaben der Summe folgen lassen:

Nikolaipoler Wolost (Jasykowo), 23 Etablissements, wert 256,700 R.
Ohrloffer Wolost (Sagradowka), 63 Etablissements, wert 146,300 R.
Welikoknjashesk Wolost (Kuban),17 Etablissements, wert 127,500 R.
Neu = Samara .... 9 Etablissemens, wert 56,300 R.
Alexandertaler W. (Alt-Samara), 8 Etablissements, wert 44,000 R.
Malyschinskaja (Köppental), 21 Etablissements, wert 42,920 R.
u. s. w.

N. B.! Am Kuban drei Wassermühlen (1000,— 4000 — 4000 Rubel); eine Milchwirtschaft, 6000 Rbl.

Mehrere blühende Handelsgärtnereien sind in den Steuerlisten des Forsteipräsidenten nicht vermerkt.

Vermögensverhältnisse der verschiedenen Gruppen im Vergleich miteinander

Die zum Unterhalt der Forsteikommandos im Jahre 1910 der Besteuerung unterliegende Vermögensmasse von 246 Millionen Rubel war nach den Einschätzungsbezirken folgendermaßen verteilt:

Vermerkt sind auch die steuerpflichtigen Seelen beiderlei Geschlechts im Alter von 14 — 60 Jahren.

1.) Halbstadt — 27,638,403 Rubel, 4754 Seelen.
2.) Gnadenfeld — 20,234,850 Rubel, 4150 Seelen.
3.) Chortitza — 29,255,673 Rubel, 5349 Seelen.
4.) Kraßnopol (Schönfeld = Brasol), 24,399,325 Rubel, 1040 Seelen.
5.) Melitopol — 20,480,306 Rubel, 395 Seelen.
6.) Krim — 19,041,763 Rubel, 2165 Seelen.
7.) Nikolaipol — (Jasykowo) 14,719,631 Rubel, 1042 Seelen.
8.) Gutsbesitzer Kreis Berdjansk — 15,713,227 Rubel, 187 Seelen.
9.) Charkow (Gutsbesitzer und Industrielle (besonders Kreis Isjum), 10,325,204 Rubel, 1386 Seelen.
10.) Schönwiese — 9,439,847 Rubel, 707 Seelen.
11.) Memrik — (Kreis Bachmut) 9,141,192 Rubel, 1528 Seelen.
12.) Ohrloff — (Sagradowka), 6,489,196 Rubel, 1863 Seelen.
13.) Neu= Chortitza (Baratow), 6,463,870 Rubel, 1400 Seelen.
14. New York (Ignatjewo), 6,310,424 Rubel, 1423 Seelen.
15.) Nikolaital — (Borsenkof), 4,589,127 Rubel, 463 Seelen.
16.) Malyschino — (Köppental), 2,695,511 Rubel, 742 Seelen.
17.) Alexandertal — (Alt-Samara), 3,283,290 Rubel, 474 Seelen.
18.) Neu-Samara — 4,310,048 Rubel, 1520 Seelen.
19.) Ufa — (vorwiegend Kreis Belebej, Molotschnaer Gutsbesitzer) — 2,585,300 Rubel, 618 Seelen.
20.) Kaukasus — Welikoknjaschesk, Olgino und Gutsbesitzer der Umgebung), 2,397,751 Rubel, 898 Seelen.
21.) Omsk — (Südwest-Sibirien), 3,348,089 Rubel, 1240 Seelen.
22.) Orenburg — 1,655,603 Rubel, 2263 Seelen.
23.) Stadt Berdjansk — 1,095,970 Rubel, 103 Seelen.
24.) Polnische Mennoniten, — 230,500 Rubel, 262 Seelen.
25.) Tjerek — (Chassow-Jurt), 30€,328 Rubel, 1050 Seelen.
26.) Mennoniten in Wolhynien, 25,717 Rubel, 7 Seelen.
27.) Mennoniten in Kurland, 15,000 Rubel, 38 Seelen.
28.) Pawlodar — (Südwest-Sibirien), 16,610 Rubel, 1087 Seelen.

Anmerkung: Das zu besteuernde Vermögensquantum ist in einigen Jahren bedeutend gestiegen, und zwar bis 246 Millionen, wie oben angegeben. Das war teilweise ein naturgemäßes Wachsen; daneben ist man später aber auch mit den Vermögensangaben dem Tatbestande nähergekommen. Natürlich kam man an die Wirklichkeit lange nicht heran, und ist so die Gesamtsumme des Vermögens zu niedrig angegeben worden, besonders niedrig sind die Angaben für Handel und Industrie.

Aus dem Archiv

FRITZ SENN

Hinterm Pflug | Stimmungen

Nun du unser Pflüger warst,
Und mit deinem wucht'gen Pfluge
Pflügst, daß jede Rinde barst,
Bauern auf dem Wanderzuge,
Hilf ! es quillt aus uns hervor
Seufzen, Sehnen, Herz im Bluten !
Jede Furche wies zum Tor,
Aus dem neue Leiden fluten.
Lege uns die kühle Nacht
Neblig auf die wehen Wunden,
Schlinge ihr Gewand bedacht
Um die Rast der Wanderstunden;
In der Nacht will alles Weh
Langsam hart und stille werden.
Morgens stehn wir auf wie je
Mit verbissenen Gebärden.
Keine Nachtrast kennt dein Pflug,
Dessen Schar nicht rosten dürfte !
Endlos geht der Furchenzug,
Den er, weil wir ruhten, schürfte. —

Wer zählt, die heut in Sibirien gehn?
Verbannte im Schnee, im tiefen Schnee.
Bauern, die fiebernd im Schnee verwehn,
Hungergestalten der Hungerarmee.
Wirbelnde Flocken, Stürme und Eis,
Leichen am Wege, weißverdeckt,
Bauern, gehetzt, wie Tiere verreckt. —
Zwei schwanken daher, ein Knab' und ein Greis.
Schüsse verknattern von ferneher,
Dann Stürme und Dunkel, winterschwer.
Zusammengekauert regt sich's sacht:
Zerlumpte Gestalten in eisiger Nacht.
Zwei Stimmen im Sturm: „Mien Jung, jriep too.
Wie weli deeli, nem disi Tjarscht."
Der andre fröstelnd: No, wea hia Schtroo !
Etj hab soon'n Darscht !"

Der Schnee stäubt auf, der Nordwind stößt,
Das Fieber dem Jungen die Zunge löst:
„Onkil, hea too. Etj see si schtaoni
Gaunz dijht em Dunkil, etj sie noch wak, —
Ooli enn Tjinja, dootmeed fom Gaoni,
Enn taomli em Schnee, fon Hunga schwak.
Etj hea'it em Wind, gaunz dijht, dijhtbie
Daut Mutajihiel enn Tjinjajischrie,
Dee Tjinja em Schnee, etj see si noch,
Etj wel si nijh seeni, enn see si doch,
'ni langi Reyj, ... daut Doodihäa . . . .
Schauti om Schauti, ema mea,
Enjloosi Reyj . . . . dee sit sitj om
Enn häft di Haunt, enn wenjt mie schtom.
Hea, Onkil, derjh Schtorm enn Schnee
Daut Mutajihiel enn Tjinjajischrie. —
Scheeti? Di Roodi? Schlapßt dü, he?
Daoa es'it wada, gaunz dijhtbie . . . .
Oo Got — di Roodi! Daoa sent si, Maun,
Hea doch, si koami — Got sie met mie . . . ."
Dee Aoyrm, dän hee feelt, es schwaoa aus Blie
Lang aul räd hee een'n Doodi aun.

Schüsse verknattern von ferneher,
Dann Stürme und Dunkel winterschwer.
Die eisigen, heulenden Stürme gehn
Über Wälder und Felder, tot und weit,
Über zwei Leichen, frisch verschneit,
Leichen, die in der Furche verwehn. —

Aus dunkler Zeit / Von Fritz Eckig

1.

Das Gesetz von der Liquidation des deutschen Vermögens in unserer alten Heimat schwebte schon in der Luft. Der Adelsmarschall äußerte sich folgendermaßen: „Wir müssen unserem Soldaten das deutsche Land geben, dann ist die Agrarfrage für hundert Jahre gelöst." Als Chwostow zum Minister des Innern ernannt wurde, sagte er: „Meine Aufgabe wird darin bestehen, daß das deutsche Land liquidiert wird und daß ich gegen die deutsche Vergewaltigung kämpfe."

In jenen Tagen hielten wir, d. h. der Aelt. J. Dyck, der Oberschulze A. Pätkau, (er wurde später von einem Schrapnell, der in sein Haus schlug, in Stücke zerrissen), Schreiber Klassen (er wurde von den Roten erschossen), und noch etliche Personen und ich in dem Hause des Dumaabgeordneten H. A. Bergmann in Jekaterinoslaw eine Sitzung bei verschlossenen Türen. Es wurde über obiges Gesetz, das bald in Kraft treten sollte, gesprochen und auch der Beschluß gefaßt, die Gemeinden zu bitten, mehr Sanitäter der Regierung zur Verfügung zu stellen, umsomehr da man mit der Arbeit derselben sehr zufrieden war. Als ich unsere Sanitäter in Moskau besuchte, sagte das Haupt vom Semskii Sojus, Boris Nikolajewitsch Saltykow: „Übermitteln Sie Ihren Gemeinden meinen

Dank und sagen Sie, daß ich mit der gewissenhaften Arbeit der Sanitäter sehr zufrieden bin, schicken Sie nur noch recht viele her."

Das Resultat der erwähnten Beratung sollte so schnell wie möglich der Gemeinde mitgeteilt werden; zu welchem Zweck Bruderschaften abgehalten werden mußten.

Ich selber fuhr von dort nach Kronsgarten, Wiesenfeld und Prijut, schrieb aber an den Pred. Andreas Vogt, daß er dort die Gemeinde von dem Ergebnis in Kenntnis setzte und eine Bruderschaft anberaume.

Bald darnach kam das Gesetz vom 2. November heraus, laut welchem die Versammlungen der Deutschen verboten wurden.

Es vergingen Wochen. Da hieß es, auf einmal: Der Oberschulze und Schreiber sind arretiert und ins Gefängnis zu den gemeinsten Verbrechern geworfen, um dann nach Sibirien verschickt zu werden. Aelt. Js. Dyck ist auch schon auf dem Wege nach Jekaterinoslaw, um das Schicksal der Erwähnten zu teilen.

Dank der Bemühungen, die gemacht wurden, kamen die Arretierten frei, nachdem man dem Gouverneur pro Kopf 3000 Rubel bezahlt hatte.

— Es vergingen wieder Wochen. Da eines Tages bekam ich eine Einladung von unserm Nadsiratjel. Darauf war ich schon längst gefaßt. Ich ging hin. Er lud mich in sein Kabinett, schloß die Tür ab und sagte: „Sie sind bei mir angeklagt, daß Sie trotz des Verbotes vom 2. November in Schönwiese eine Versammlung abgehalten haben." Ich antwortete ihm, daß ich keine Versammlung abgehalten habe. „Wer hat sie denn abgehalten?" — „Der Pred. A. Vogt." — „Dann muß ich ihn sogleich rufen!" — „Das werden Sie bleiben lassen, denn derselbe ruht schon im Grabe."

Damit war unsere Unterredung zuende, und ich wurde entlassen, nachdem ich dem Beamten es noch bewiesen, daß das Gesetz vom 2. Nov. noch nicht in Kraft getreten, als die Versammlung abgehalten wurde.

Dem Gouverneur aber gingen die 3000 Rubel verloren.

Gründerversammlung des Molotschnaer Lehrervereins

Unmittelbar nach dem Friedensschluß des russisch-japanischen-Krieges setzte im Jahre 1905 die Freiheitsbewegung ein. Die sogenannte „kleine" Revolution erschütterte die Grundfesten des riesigen Zarenreichs. Die Volksbeglücker kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und predigten auf Markt und Straßen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Flugblätter und rote Broschüren überfluteten das Land und fanden ihren Weg auch in die entferntesten Winkel. Das Volk wurde aus dem Jahrhunderte langen Schlaf aufgerüttelt und erwartete mit Sehnsucht den Anbruch der Morgenröte einer besseren Zeit. Die Eisenbahner eröffneten den Reigen. Streiks und Gewalttaten, die Begleiterscheinungen einer großen Bewegung, folgten. Alle Volksschichten schimmerten rot.

Auch die russische Lehrerschaft, die sich mit dem gemeinen Volk eng verbunden fühlte und denen seine Knechtschaft zu Herzen ging, blieb nicht passiv und leistete Aufklärungsdienste. Ihr schwebten idealistische Ziele vor, wenn sich unter ihnen auch viele solche befanden, die allzugern nach dem bolschewistischen Grundsatz gehandelt hätten: Staroje rasruschim, nowoje postroim. — (Das Alte zerstören wir, Neues bauen wir auf).

Die Bewegung wurde blutig nie-

dergedrückt, und die Reaktion hob siegesbewußt ihr Haupt. Die hochgehenden politischen Wogen fluteten zurück ins alte Bett. Doch etliche Zugeständnisse mußten die Machthaber dem nach Freiheit strebenden Volk machen, wenn sie auch später noch arg beschnitten wurden. Unter anderem räumte man das Recht ein, professionelle Verbände gründen zu dürfen. Daraus machte man ja auch ergiebigen Gebrauch.

Auch die Lehrerschaft an der Molotschna, in der schon lange vorher der Wunsch schlummerte, sich zu einer Körperschaft zusammenzuschließen, benutzte die Errungenschaft der Revolution, und der Gedanke wurde laut, einen Lehrerverein ins Leben zu rufen. (Nicht einen Bund, das Wort war zu anrüchig.). Die Initiative ging von Halbstadt aus. Die treibenden Kräfte waren die Kollegen Corn. Wiens und Hermann Penner.

Ein den Bestimmungen über Vereinswesen angepaßtes Statut wurde ausgearbeitet und fand Bestätigung. Kurz vor Weihnachten ergingen die Einladungen an alle Lehrer zur Gründerversammlung. Allgemein wurde dieses Bestreben freudig begrüßt. (Etliche Heißblütige summten ganz im Stillen „Otretschomsja ott starago mira" und waren mit dem Wortlaut des Textes dieses Freiheitsliedes gut bekannt.)

Da verbreitete sich wie ein Lauffeuer in den Dörfern das Gerücht: die Lehrer zetteln einen Streik an, und die erste Forderung laute: Lohnerhöhung fürs nächste Schuljahr. Auch andere widersprechende Gerüchte schwirrten in der Luft. Die Gemüter in den Dörfern waren erregt, und es drohte die Gefahr, ein Keil könnte zwischen die Lehrer- und Bauernschaft getrieben werden. Das bisher gute Verhältnis zwischen beiden Körperschaften schien gestört zu sein. Wie könnte die entstandene Kluft überbrückt werden?

Auf jeden Fall mußte das Zusammentreten der Lehrer verhindert werden. Die verschiedensten Mittel wurden in Anwendung gebracht. Etlichen wurde eine Gehaltszulage zugesagt, wenn sie der Versammlung fernblieben. Andern verweigerte man die Zechenfuhrwerke, und etlichen drohte Entlassung. Dieses schüchterte etliche Kollegen ein, und sie blieben hübsch zuhause. 'Swoja rubaschka bljische.' Ihnen waren Vorteile aus der ganzen Geschichte entstanden. Die mehr fortschrittlich gesonnenen Dorfgemeinden brachten den Bestrebungen der Lehrerschaft Verständnis entgegen und legten ihr keine Hindernisse in den Weg.

Da erzählte die Fama, daß die Bauern in Alexanderwohl, wo die Versammlung stattfinden sollte, die aufrührerische Bande mit Heugabeln und Knüttel empfangen werde.

Oho, das roch ja nach Pulver. Doch 'der wackre Schwob forcht sich nit' — und die Tapfern rückten in Erwartung der Dinge,die da kommen sollten, am festgestellten Datum an.

Beim Nähern des Dorfes stießen sie auf keine Gegenwehr. Keine Vorposten waren ausgestellt, keine Barrikaden erbaut, das ganze Dörflein lag im tiefsten Frieden. In gehobener Stimmung versammelten sich die tapfern Recken im Schullokal.

Doch das Auge des Gesetzes wachte. Plötzlich drangen die Dorfsgewaltigen ein und setzten sich demonstrativ auf die hinterste Bank. Der Rückzug war uns damit abgeschnitten. Gespannt war man, wie sich das Weitere entwickeln werde. Es gab eine längere Durchsprache der Innitiatoren mit den Machthabern. Diese behaupteten ihre Position und dachten nicht daran, den Saal zu verlassen. Die Versammlung wurde eröffnet. Der Punkt des Vereinsstatuts, der vorgesehen hatte, daß nur pro-

fessionelle Berufsgenossen der Versammlung beiwohnen dürften, wurde verlesen und auf Grund desselben die Unberufenen höflichst gebeten, sich zu entfernen. Man willfahrte dieser Forderung, aber nach kurzer Zeit erschienen sie in verstärkter Macht. Eine unheimliche Schwüle entstand. Noch einmal auf die Gefahren für beide Teile hinweisend und die Eindringlinge für ihr Verhalten verantwortlich machend, nahmen die Verhandlungen ihren ruhigen Verlauf. Die Ziele des zu gründenden Lehrervereins wurden angegeben, die alle darauf hinausliefen, das Schulwesen zu fördern. Rein idialistische. Von Streik und dergleichen war selbstverständlich keine Rede. Alles harmlose Dinge. Etwas beschämt erklärten die Ruhestörer nach Schluß der Versammlung, daß sie ganz was anderes erwartet hätten. Ein Vorteil entstand den Lehrern aus der Anwesenheit der Unberufenen, daß sich nämlich bald die aufgeregten Gemüter in der Gesellschaft beruhigten und das früher bestandene gute Verhältnis zwischen Schule und Haus wieder hergestellt wurde.

Nur noch einmal gabs eine kleine Auseinandersetzung mit dem mennonitischen Schulrat, der sich durch das Vorgehen der Lehrerschaft in seinem Ansehen beeinträchtigt sah. Auf einer Lehrerversammlung in Rückenau wurde eine lange Deklaration vom Vorsitzenden des Schulrats gegeben, deren Grundton war, den Leherverein ganz und gar unter seine Botmäßigkeit zu stellen. Doch die Organisation hatte sich schon so vertieft, daß alle sich wie ein Mann der Resolution anschlossen, die diese Zumutung energisch zurückwies.

Wir hatten gewonnenes Spiel, weitere Störungen kamen nicht mehr vor, und wohl alle Lehrer schlossen sich dem Verein an. Und welch herrliche Früchte hat er gezeitigt! Das Solidaritätsgefühl wurde gestärkt. Die Konferenzen wurden belebt. Eine Vereins - Lehrerbibliothek gegründet, der die schon früher bestandene Wanderbibliothek einverleibt wurde. Diese hat manchem Lehrer große Dienste geleistet, indem sie die Fortschrittlichgesonnenen mit den Erzeugnissen auf pädagogischem und methodischem Gebiet auf dem laufendem hielt. Lehrerkurse in den Ferien wurden eingerichtet, zu denen hervorragende Lehrkräfte eingeladen wurden. Exkursionen wurden veranstaltet, ein Lehrerheim war im Entstehen. Genug, Leben auf allen Linien. Ein Vorwärtsstreben, das den geistigen Schwung der Lehrer erhielt.

Ja, als der große Krieg ausbrach und alle Verbände aufgehoben wurden, erlag auch der Molotschnaer Lehrerverein, der im Bekämpfen der verfluchten Germanen als höchst gefährlich anzusehen war, seinem Schicksal. Er wurde geschlossen.

In der zweiten Revolution flackerte er noch einmal wieder auf, aber die alte Würde haftete ihm nicht mehr an.

E. K.

Es geht doch nichts über Dankbarkeit / Von A. H. Klassen

Es war da ein wunderschöner Tag während meiner Sommerschulferien. Sonntagsruhe lagerte über dem ganzen Dorfe. Die Kühe waren auf der Weide. Die Pferde standen im Stall und ließen die eine Hüfte läsig herabhängen. Der Hund lag vor der Haustür, hatte die Schnauze auf die ausgestreckten Vorderpfoten gelegt und schnappte nur hin und wieder nach einer Fliege.. Auch die meisten Leute hielten ihr Nachmittagschläfchen; vielleicht, daß einige Backfische sich mit einem Roman in die Sommerstube auf die Ruhbank zurückgezogen hatten. Wir Jungens

(mein Vetter, der noch in die Dorfschule ging, und ich), langweilten uns auf dem Hofe herum. Eine Wassermelone hatten wir gegessen, auch eine Tasche voll Kruschtji; Sperlinge waren gerade keine da, auf die wir hätten mit Steinen werfen können, und so entschlossen wir uns, zu der einige Werst entfernt gelegenen Station zu gehen, um Sjemotschki zu kaufen. Dabei mußten wir über die große Wiese, die Weidesteppe, gehen. Die Sonne schien so warm, die Grashopfer hüpften über den Weg, und hoch in den Lüften trillerten die Lerchen. Ich erzählte dem Vetter von den vielen Streichen, die wir in der Zentralschule machten, von dem Ballspielen, wie wir uns manchmal Sonntags bei der Tränke Rohrstöcke mit Woppen schnitten und damit Indianerkrieg imitierten, im Winter, wenn wir Schlittschuh liefen, Hol - ihn - ein spielten und im Sommer badeten und schwammen. So waren wir, ehe wir's uns versahen, bei der Station angekommen. In dem Laden ließen wir uns jeder ein Teeglas voll Sjemotschki in die Tasche schütten, zahlten und wollten schon gehen, als mein Vetter sich in eine Schachtel Zigaretten verguckt hatte. Er war auf dem Wege hierher meinen Schilderungen interessiert gefolgt und hatte sich selbst so stark in die Hauptrollen hineingedacht, daß er sich schon wie ein halber Zentralschüler fühlte. Daher mußte er die Papirossy haben; denn so kam er sich vollgültiger vor. Er warf seinen Pjatatschock auf den Tisch, erhielt die Glimmstengel, und wir gingen. Auf dem Rückwege über die Wiese wurde denn auch gleich das Kräutlein versucht. Übrigens meinte der Vetter, daß dies nicht seine Erstlinge seien, und er könne den Rauch auch schon durch die Nase lassen. Wirklich er konnte das! Er könne eigentlich noch mehr; er könne auch schwimmen. Somit sei er ja, im Grunde genommen, schon beinahe ein Zentralschüler. Dagegen ließ sich wohl nichts einwenden, und so wurden wir uns einig, einen Abstecher zur Tränke zu machen und wie Zentralschüler zu baden und zu schwimmen. Bei der Tränke angekommen entkleideten wir uns, stiegen in das erfrischende Wasser, wuschen uns ab, bespritzten uns gegenseitig, tollten herum, und als wir genug davon hatten, wurde ein Über - See - Schwimmen in Angriff genommen. Ja, mein Vetter war schon beinahe ein Zentralschüler, und so erreichten wir das andere Ufer. Die Zeit ging weiter, und wir mußten an den Heimweg denken, legten also los, an das andere Ufer, wo unsere Kleider lagen, zu kommen. Als wir eine Strecke geschwommen waren, war mein Vetter plötzlich verschwunden. Bald tauchte er wieder auf und rief um Hilfe: er könne nicht mehr. Bestürzt schwamm ich auf ihn zu, aber ehe ich zur Stelle war, ging er wieder unter. Beim nächsten Auftauchen gelang es mir, ihm unter den Arm zu greifen. Noch einmal sank er unter, jedoch ohne daß ich ihn losließ. Wieder über Wasser gekommen, riet ich ihm, soviel er eben könne, mitzuhelfen, sich sonst aber ganz ruhig zu verhalten. So gelangten wir endlich ans Ufer. Nun trampelten wir uns das Wasser von den Beinen, strichen noch einige Tropfen von den Armen, kleideten uns an und machten uns auf den Weg. Mein Vetter hustete ein paar Mal, und dann gingen wir ohne uns anzusehen schweigsam weiter. Der Schreck saß uns zu tief. Wir hörten keine Lerche und sahen keine Grashopfer mehr.

Plötzlich blieb der Vetter stehen, blickte mich tief bewegt und dankbar zugleich an und sagte: „Wenn ich ertrunken wäre, hättest du meine Zigaretten haben können!"

Onkel Peters Geschichtenverein

Meine jungen Freunde!

Als ich neulich beim Warte-Editor eintrat, da muß ich wohl etwas anders ausgesehen haben als gewöhnlich; denn er sah mich mit einem recht schnurrigen Seitenblick an und sagte: „Hast das große Los gewonnen, siehst ungeheuer wichtig aus?" Mit dem Editor ist nicht gut zanken, und ich muß mich bei ihm immer ein bißchen fest in den Händen halten. „Ja," sag ich, „ich hab ein großes Los gewonnen, aber nicht in Geld, sondern in neuen Mitgliedern und Mitarbeitern für meinen Verein!" — „Wieviel?" sagt er. „18 und 3" sage, ich. Was er dann noch alles sagte, als ich ihm zeigte, was dieses Mal alles in die „Jugendecke" hinein sollte, erzähle ich lieber nicht.

Vielmehr will ich euch unsere neuen Mitglieder vorstellen.

Hier sind sie:

9. David Görtz, 9 Jahre, 3. Schuljahr. Adresse: Heinrich Görtz, New-Hamburg, Ont.
10. Anna Enns, 11 Jahre, 5. Schuljahr. Adresse: Rev. William Enns, Springstein, Manitoba.
11. Lena Klassen, 11 Jahre, 5. Schuljahr. Adresse: Julius Klassen, Box 48, Grünthal, Man.
12. Elmer Reimer, 8 Jahre, 4. Schuljahr. Adresse: P. J. B. Reimer, Steinbach, Manitoba.
13. Louise Reimer, 7 Jahre, 2. Schuljahr. Adresse: wie oben.
14. Agate Töws, 13 Jahre, 7. Schuljahr. Adresse: Heinrich Töws, Box 38, Grünthal, Manitoba.
15. Gretchen Töws, 10 Jahre, 5. Schuljahr. Adresse: wie oben.
16. Mika Töws, 7 Jahre, 1. Schuljahr. Adresse: wie oben.
17. Annelie Penner, 9 Jahre, 3. Schuljahr. Adresse: 686 Elgin Ave. Winnipeg.
18. Alice Schmidt, 11 Jahre, 4. Schuljahr. Adresse: Reesor, Ontario.
19. Elsbet Penner, 16 Jahre, 9 Jahre die Schule besucht. Adresse: Luseland, Sask.
20. Hella Penner, 13 Jahre, 8. Schuljahr. Adresse: wie oben.
21. Oskar Klassen, 15 Jahre, 8. Schuljahr. Adresse: Box 75, Superb, Sask.
22. Frieda Klassen, 12 Jahre, 6. Schuljahr. Adresse: wie oben.
23. Elsa Klassen, 9, Jahre, 3. Schuljahr. Adresse: wie oben.
24. Eleonore Klassen, 7 Jahre, 1. Schuljahr. Adresse: wie oben.
25. Jakob K. Wiens, 11 Jahre, 6. Schuljahr. Adresse: Box 66, Herschel, Sask.
26. Sarah M. Wiens 13 Jahre, 8. Schuljahr. Adresse: Box 66, Herschel, Sask.

Alles in allem 26 Mitglieder, das ist schon eine ganz stattliche Reihe, nicht?

Der Warte-Editor wird recht knauserig mit dem Raum, aber ein klein bißchen möchte ich mit den Neuen doch plaudern, damit wir besser miteinander bekannt werden und uns heimischer fühlen.

Da ist der David Görtz, 9, der schreibt mir: „. . . . Zwar bin ich noch jung, Geschichten zu schreiben, aber für später, wenn wir uns einig werden, Seeräuber zu werden oder den Kriegspfad gegen die Indianer zu betreten, dann werde ich schon mitmachen können."— Gut so, dann werden wir uns schon einig werden. Du kriegst sicher noch mal einen Unterhäuptlingsposten.

Elmer Reimer, 8, schreibt: „Ich habe eben die Namen der ersten



MENNO SIMON



Mitglieder und die drei Geschichten gelesen, oder richtiger, mein Vater hat sie mir vorgelesen, und ich habe fleißig beim Lesen mit ins Warteheft geschaut." — Das ist recht, Elmer, anfänglich mit hineinschauen, und dann mit einmal, wenn Vater nicht gerade zur Hand ist, liest es sich ganz von allein.

Annelie Penner, 9, schreibt: „Mein Papa hat mir gestern das Hasenmärchen vorgelesen. Mir hat es sehr gefallen. Ich wünsche, die nächste Geschichte wird auch so schön. Mein Papa liebt die Warte sehr, und jetzt liebe ich sie auch."— Nicht wahr, das war wirklich eine schöne Geschichte, die von den Hasen. Da wirst du dich freuen, daß heute die Fortsetzung kommt.

Aus dem weiten Reesor in Nordontario schreibt Alice Schmidt, 11, „.... gehe das 4. Jahr zur Schule, aber habe noch nur ein paar Monate deutschen Unterricht erhalten." — Na, Alice, dann bist du aber in sehr kurzer Zeit hinter die Kunst des deutschen Schönschreibens gekommen. Aber woran liegt es eigentlich, daß Du so wenig Deutschunterricht erhalten hast. Ihr habt dort auf Reesor doch einen deutschen Lehrer?

Elsbet Penner, 16, ..., da muß ich aber erst etwas ausplaudern, Elsbet ist nämlich die kleine (das — kleine habe ich mir übrigens ausgedacht, sie mag garnicht mehr klein sein), sie ist die junge Künstlerin, die die feinen Bildchen zu den Hasenmärchen gezeichnet hat. Ich habe noch mehr solcher Bildchen von ihr, und es ist eigentlich schade, daß sie nicht alle in die Warte kommen können, aber der Editor sagt, das ist nicht so einfach, das kostet schweres Geld, na, und da muß ich fein still sein; ihr wißt ja schon, wie es mit meiner ersten Million aussieht. — Also Elsbet schreibt: „.... Wenn uns auch die Räubergeschichten nicht sehr gefallen, aber gerne möchten wir Geschichten lesen aus Paraguay Brasilien und so weiter. (Ihre Geschichte vom Peterchen gefällt uns sehr)." Hört ihrs, ihr Paraguayer und Brasilianer! Was nun die Räubergeschichten betrifft, da ist keine Gefahr für die Mädels, nicht wahr, Unterhäuptling David Görtz, wir wissen, was wir den Damen schuldig sind. Die werden mit allem Respekt und großer Ritterlichkeit behandelt. Ich weiß, wie es muß, ich bin nämlich ein bißchen bei „Tom" und „Huck" in der Lehre gewesen. Ihr kennt doch Tom und Huck, die aus „Tom Sawyer"? Wenn ihr die noch nicht kennt, dann ist es höchste Zeit, daß ihr sie kennen lernt.

Hella Penner, 13, (wo hast Du nur den schönen Namen her, Hella?) schreibt: „.... Ich kann nicht sehr gut deutsch schreiben, weil wir hier so einsam wohnen ...." — Na, wenn das nicht gut (schön) geschrieben ist, dann weiß ich nicht, wo ich wohl mit meiner Schrift bleiben soll!

Oskar Klassen, 15, schreibt: „Die Geschichte vom Peterchen hat uns sehr gefallen, und wir warten auf die Fortsetzung mit Ungeduld. (Dieses muß ich dem Warte-Editor zeigen. O. P.) Unsere Eltern haben uns dann noch von ihren Arbeitstagen, als sie noch Kinder waren, erzählt. Wenn es dich interssiert, Onkel Peter, in der Warte No. 3, Seite 84, kannst Du das Roßwerk auf dem obersten Bilde sehen, auf dem unsere Mama die Pferde und Kamele antreiben mußte, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie sagte, das Kamel, der Mischka, habe sie immer so nichtachtend angesehen und furchtbar geschrieen, wenn es eins mit der Haopeitsche über den Buckel bekam und obendrein noch „geschnoddert." — Oskar hat seinen Brief auf der Schreibmaschine getippt. Es wird aber wohl nicht der erste sein; denn er ist recht sauber geschrieben. Es freut mich, daß Deine Eltern auf,

meine Veranlassung euch nun auch noch aus ihrer eigenen Kindheit erzählt haben, dann wird's erst sorecht interessant.

Frieda Klassen, 12, schreibt: „..... In der „Warte" Nr. 3, Seite 85 im untersten Bilde sind zwei Mädchen zu sehen. Das größere bin ich und das andere ist meine Schwester Elsa. Nebenbei steht unser Papa." Schade, daß das Bild so klein und undeutlich ist, ich schaute euch gerne mal in die Augen.

Elsa Klassen, 9, schreibt: „.... Deutsch lerne ich bei meinem Papa .... Unser Papa spricht nur immer hochdeutsch zu uns." — Und wenn ihr Kinder euch untereinander mal zankt, wie sprecht ihr dann, hochdeutsch, plattdeutsch, oder englisch?

Eleonore Klassen, 7, — Kinder, wie muß euch das gut gehen, so schöne Namen zu haben! Na, euer Papa und ich — wir können uns übrigens mit unserm Namen auch sehen lassen. — Also Nora schreibt: „.... Deutsch lerne ich bei meinem Papa und kann schon Gedrucktes lesen und abschreiben ..."— Ich sehe,Du kannst auch schon richtig abschreiben und schreibst recht nett für Dein Alter.

Jakob K. Wiens, 11, — der Jakob schreibt wirklich schon eine „Zwischenletter," er zeigt überhaupt Neigung zur Selbständigkeit. Er schreibt: „Großpapa hat die Volkswarte, und wir borgen sie. Wir fragten Papa, ob er die Warte auch bestellen würde. Jetzt legen wir einen Dollar bei und wollen die Warte auf ein Jahr bestellen auf meinen Namen. Wenn Du noch ein Paar Schlittschuhe findest für 25c., dann werde ich die kaufen ...." — Das mit der Warte, das hast Du wirklich fein gemacht, und wenn Du gut Freund mit mir und dem Editor werden willst, dann könntest Du es auch Deinen Schulkameraden erzählen, wie Du es gemacht, und wie es „schaffte." — Mit den Schlittschuhen — — — Jung, Jung, wieviel Kommission gibst Du mir?

Sarah M. Wiens, 13, die Schwester des braven Jakob, schreibt: „Mein Bruder und ich bettelten Papa, ob wir nicht die Warte bestellen könnten ...." Ihr gefallt mir, Kinder, und der Warte-Editor sagte, ihm gefalle noch mehr euer Papa. Aber ich weiß, er meint eigentlich den Dollar. — Aber, Sarah, was Du da von Deiner Schwester Hella schreibst, das gilt nicht. Bestelle an sie einen schönen Gruß von Onkel Peter, und sie solle nur selber schreiben. Gerne nehme ich sie auf, aber — selber schreiben, Ordnung muß sein, gelt?

Da wären wir also alles in allem 27 Mann stark; d. h. über die Hälfte sind ja wohl Frauen, und von den Männern zählen eigentlich auch nur ich und Unterhäuptling David, aber da wir uns alle einig sind und Ordnung halten wollen, so stellen wir doch schon etwas vor.

Jetzt habe ich aber noch Anmeldungen von etlichen älteren Onkeln und einer Tante. Sie sind alle drei schon über die Kinderjahre und auch über die erste und zweite Jugend hinaus. Das ist aber nur den Jahren nach, im Herzen sind sie so jung wie wir, und möchten daher gerne mitmachen. Und ich kann verraten, daß sie alle drei mit der Feder wohl umzugehen verstehen, und eine Phantasie haben sie, wie — — na grad so wie wir. Daher glaube ich, nehmen wir sie auch in unsern Verein, aber — aber als Ehrenmitglieder. Dann sitzen sie auf einer besonderen Bank, haben Lorbeerkränze auf dem Haupt und ein gütiges Lächeln auf dem Gesicht. Es wird dann weiter an ihnen liegen,sich uns zu Freunden zu machen.

Aber ich stelle sie euch vor:

Onkel G. G. Töws. Den kennt ihr schon alle. Er hat den „Knels Knelsen", „Gestern und Morgen" und „Glücksfranz und sein Peter" geschrieben. Das alles war in

der „Warte." Er hat aber noch viel mehr geschrieben, darunter auch ein Buch, das nennt sich „Heimat in Flammen". Das sollten die Aelteren unter euch schon gelesen haben. Wer's noch nicht hat, der frage nur mal seinen Papa danach. Und im Herbst kommt ein neues Buch von ihm heraus, das nennt sich „Heimat in Trümmern". Der Warte-Editor druckt es. Wenn ihr das erst lesen werdet, werden Papa oder Mama noch so manches mal sagen müssen: aber Jung, jetzt gehst schlafen! Also dieser Onkel schreibt an den Warte-Editor: „Den Versuch, die Kinder heranzuziehen, heiße ich sehr willkommen, und noch durch einen Geschichtenverein — das kann gut werden, und wünsche ich „Onkel Peter" viel Glück, und er soll den Jungen und Mädeln nur ruhig verraten, daß ich gerne mal aushelfe, wenn ihnen die Geschichtenochsen am Berge stehen bleiben. Na, und Seeräuber, das wollte ich schon vor 30 Jahren werden, und mache ich da also ohne weiteres mit. Das wäre dann schon mein zweiter Jugendwunsch, der sich verwirklicht hätte. Der erste war, daß ich nochmals so weit im Leben käme, nicht mehr „Posternak" essen zu müssen, wenn ich nicht wolle. Überhaupt, Schätze suchen — — —! Übrigens, einen Schatz habt ihr, Jungen und Mädel, schon. Diesen Schatz aber hütet wohl — er kann euch leicht verloren gehen. Gelt, da möchtet ihr wohl wissen, was das wohl für ein Schatz sei — — Das ist die deutsche Sprache — eure Muttersprache! Hütet sie, pflegt sie — — — sie wird es euch danken." — Wir danken für die Mahnung, und werden sie uns merken. — Ich glaube, Onkel Töws nehmen wir ohne weiteres in unseren Verein, der hat uns gleich von Anfang ganz und gar durchschaut, der wird kein Spielverderber sein, und der wird auch, wenn er so etwas abseits sitzt und unserm Treiben zuschaut, gut achtgeben, daß wir hübsch beim Hochdeutschen bleiben; denn es könnte leicht mal passieren, daß wir im Tümmel des Gefechts mit einem „Hozschißjat! oder einem „Ohboj-ohboj!" ein bißchen nachhelfen. Das wollen wir aber nicht. Im Verein sprechen wir hochdeutsch. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß wir uns nicht auch mal von jemand eine plattdeutsche Geschichte erzählen lassen wollen.

T a n t e M a r i e. — Ihr kennt sie schon, sie hat die beiden Hasengeschichten geschrieben, die uns so gefallen haben. Tante Marie meldet sich auch für den Verein an und schreibt dazu: „Ich bin s c h o n zwanzig Jahre alt, aber noch nicht zu alt, um auch Ihre Geschichten zu v e r s t e h e n und gern zu lesen, und gelegentlich mal selber ein Geschichtchen zu erzählen .... Ihr Aufruf an die Jugend hat uns alle recht begeistert, sogar meine alte Mutter. Sie meinte, wenn sie noch besser sehen könnte (Mutter ist 76 und kann nicht mehr genug sehen, um selber zu lesen und dabei noch sehr schwerhörig), dann möchte sie auch noch gerne an „Onkel Peter" schreiben." — Meine herzlichen Grüße an Deine Frau Mutter, Tante Marie (in unserm Verein sagen wir uns alle Du, da müssen auch schon die Ehrenmitglieder hinhalten), es macht mich ordentlich stolz, daß selbst 76-jährige sich anstecken lassen von unserm jungen Geist. Tante Marie schreibt dann weiter: „.... Nun freut es uns, daß die Mädchen durch Ihren Verein für die „Warte" noch mehr interessiert werden und dadurch dann auch noch mehr Deutsch lernen."

Tante Marie kommt natürlich auch auf die Ehrenbank, das würde einfach nicht anders gehen.

Dann meldet sich da noch ein neuer „Onkel Peter" an, der sich aber zum Unterschied von mir schon selber

„Vetter Peter" nennt. Für euch würde er dann sowas wie ein „Vetter-Onkel Peter" sein. (Wohlgemerkt: Vetter mit v, nicht mit f). Aber ich lasse ihn sich selber vorstellen. Er schreibt: „Lieber Vetter Peter!

Well, — hm-m, das heißt, was ich sagen wollte, mein Vetter bist Du eigentlich nicht, das meint, nicht mein richtiger Vetter, nicht solcher, der mit mir sich in einen Großvater teilen muß, aber mein Namensvetter, und darum rede ich Dich so an und „Vadasch" sagen sich immer „Du!"

Ich hab 'n Dutzend Namensvetter, die mich nicht anders als: „Vada Peta" anreden, und wenn Du es auch so halten willst, ist mir's recht und die Sache ist in Ordnung.

Da ich nun auch einer von den Wartelesern bin, der an den Editor geschrieben hat, in der Warte solle auch was sein, was unsern Jungens und unseren Mädels gefällt, so muß ich jetzt auch mitziehen helfen, damit der Geschichtenverein ins Leben kommt, sich entwickelt und gedeiht.

Dein erstes Auftreten ist bei meinen Kindern ein 100-prozentiger Erfolg und bei mir — dito! — Sag mal, Vetter Peter, hab ich Dir die Geschichte vom Peterchen nicht mal wo erzählt? Das ist alles ja haargenau, wie ich es selbst erlebt habe, daß wir uns in einen Großvater teilen könnten." — Dann schreibt er weiter, daß er eine ganze Menge Geschichten auf Lager hat, die euch gefallen würden. Wenn ich diesen meinen neuesten Vetter nicht schon längere Zeit kannte, würde ich sagen: „Vetter Peter," würde ich sagen, „hast Du das auch alles noch einmal übergelesen, was Du da schreibst, ehe Du es unterschreibst?" Aber der Editor und ich kennen ihn, diesen Peter-Vetter, und sagen für ihn gut. Reicht mir ruhig den dritten Lorbeerkranz her. So, der paßt, wie zugemessen.

* * *

Jetzt liegen schon wieder 9 beschriebene Blätter vor mir, und wie ich das gewahr wurde, erschien vor meinem geistigen Auge plötzlich der Finger des Editors, der sich auf den letzten Lorbeerkranz zu senken schien. Da rutschte mir all mein Mut weg, und mit dem Schreiben ist es aus. Die „Peterchen"-Geschichte muß diesesmal wegbleiben; da die Ostergeschichte doch hinein muß, es geht zu Ostern! Hier ist sie:

Osterzeit

Fortsetzung des Hasenmärchens
von Tante Marie

Der Frühling hatte seine Vorboten ins Land geschickt, um den Weg für ihn frei zu machen und das Land und seine Bewohner auf sein nahes Kommen vorzubereiten. Der Südwest hatte aus vollen Backen geblasen und hatte dem Winter seinen schönen weißen Pelz verdorben.

Auch die Sonne hatte sich mit den Frühlingsboten verbündet und stieg jeden Tag etwas höher an ihrer Himmelsleiter. Sie sandte ihre heißen Strahlen auf die Erde, und dem Schnee wurde ganz weich und wunderlich zu Mute. In allen Tälern und kleinsten Vertiefungen sammelte sich Tauwasser und bildete so eine ganze Menge kleiner und größerer Seen. Der Schnee war schmutzig und schlampig geworden, ja auf vielen Stellen lagen schon größere Erdflächen frei da und sogen mit Wonne die warmen Sonnenstrahlen in sich auf.

Die Bäume und Sträucher hatten all den schönen Schmuck der glitzernden Reifsternchen verloren und streckten ihre kahlen Aeste bittend aus, ja hie und da hingen sogar Tränchen an den winzigen Knöspchen. Die gute Sonne küßte diese Tränchen von den Zweigen und ließ ihre Knospen dicker anschwellen. Die vorwitzigsten Grashälmchen unter der Erde steckten sogar ihre Nasenspitzen heraus,

trotz dem Mahnen der Mutter Erde, daß es noch zu früh sei. Diese Grashälmchen hatten es dann auch zu büßen; denn Junker Frost kam in einer Nacht noch einmal über die Felder. Er war recht dreist, die Sonne war ja zur Ruhe gegangen, und der warme Südwind war zum Frühling geeilt, um ihm von ihrem Tun und ihren Erfolgen zu berichten. Die Grashälmchen fühlten dann auf einmal ein empfindliches Zwicken und Kneifen an ihren Ohren und Nasenspitzen, und als die Sonne am nächsten Morgen wieder am östlichen Horizonte erschien, standen sie alle mit Tränen in den Augen da und ließen ihre verfrorenen Näschen traurig hängen.

Die liebe Sonne trocknete die Tränen auf den blaßen Gesichtchen und tröstete sie. Junker Frost aber hatte sich schon frühe davon gemacht, die heißen Strahlen derSonne fürchtend. Letztere hatte dann auch den letzten Schnee geschmolzen und den Winter endgültig aus dem Felde geschlagen.

Die Singvöglein waren vom Süden wieder gekommen. Zuerst die Stare oder blackbirds, wie sie hier wohl genannt werden. Dann die Wiesenlerche (meadowlark) und der Rotflügel (redwing). Als nun die Wiesenlerche ihre Triller in den frühen Morgen schickte, da hatten die Bäume aufgehorcht und ihre dicken Knospen geöffnet. Auch die ersten Krokusblümchen kamen schüchtern hervor, nachdem Mutter Erde ihnen noch sorgfältig ihre Pelzmäntelchen umgehängt, damit sie sich nicht erkälteten Und als die Sonne die Blümchen so recht freundlich anschaute, öffneten sie ihre blaßlila Kelche weit und ließen die warmen Strahlen bis in ihr Herzchen hineinscheinen.

Dann kamen die bescheidenen Veilchen. sie versteckten sich aber im Grase an den Grabenrändern, wo noch die Schneewasser murmelnd und spielend dem Tale zuflossen. Und dann hielt der Frühling seinen Einzug. Die Schneeglöckchen hatten den Zug eingeläutet, und die Vöglein und viele Blümchen kamen singend und duftend mitgezogen.

Auch die Häschen hatten nun wieder ihre Freude an all dem Schönen. Der letzte Vollmondabend vor Ostern war da. Die Hasen hatten sich wieder, wie schon so oft, im Garten der Buschfarm eingefunden. Sie hatten recht drocke Zeiten gehabt, doch nun waren sie fast mit allem fertig. Schon lagen ganze Berge von Ostereiern bereit, in den buntesten Farben leuchtend, und warteten der Osternacht und ihrer bestimmten Nestchen.

Silberpelz hatte noch nie soviel Besuch in seinem sonst so einsamen Hasenneste gehabt, wie in dieser letzten Woche. Da waren all die Hasenfrauen gewesen, und gemeinsam hatten sie dann die Farben gekocht und gemischt. Und der Frühling war wirklich eingezogen und hatte so viele Blümchen



in seinem Gefolge mitgebracht. Zu letzteren waren die Hasen nun schnell gelaufen und hatten von jedem Blümchen wohl ein Tröpfchen Farbe bekommen. Blau von den Veilchen, Lila von den Krokus und Gelb von den Butterblümchen, und die Gräser hatten gerne von ihrem schönen Grün hergegeben, so daß die Farbentöpfchen der Hasen bald alle voll waren.

Nun ging's an's Färben, und das war wohl noch das beste dabei. Da die Höhle des Silberpelz zu enge war, um all die geschäftigen Helfer aufzunehmen, so hatten die Hasenfrauen jede einige Töpfchen Farbe mitgenommen um zuhause die Eier zu färben. Auch Herr Kurzschwanz hatte

zwei Farbentöpfchen mitgebracht, während seine Frau schon mit zwei Töpfchen früher angekommen war. Da standen nun die drei Hasenkinder um die Eltern herum und jedes wollte gerne Handlangerdienste tun. Spitzschwanz durfte der Mutter schon die Eier reichen und Rundauge legte die gefärbten dann wieder in einen Korb. Goldherzchen stand daneben und klatschte jedesmal ihre kleinen braunen Pfötchen zusammen, wenn ein frisches gefärbtes Ei dazu kam.

Wie Vater Kurzschwanz nun ein recht großes Ei mit leuchtend roter Farbe bepinselte, da jauchzte die Kleine laut auf und streckte ihre Pfötchen bittend danach aus. Doch Spitzschnauz sagte: „O nein, bitte, dieses schöne rote Ei soll Farmers Lieschen haben, die immer so herzlich am Fenster lachte, wenn ich im Winter auf der hohen Schneedüne Purzelbaum schlug." Der Vater versprach es, das rote Ei sollte Farmers Lieschen haben und noch ein blaues und ein gelbes dazu. Rundauge bat nun, auch für Farmers Hänschen einige schöne Eier aussuchen zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde.

Vater Langohr und Herr Hasenherz hatten dann noch einige Körbe machen müssen; denn die alten Körbe waren schon nicht alle brauchbar. Die Hasenjungen hatten Weidenruten geholt und mußten auch das Korbflechten lernen. So hatten alle Hasen, alt und jung, zu dem großen Werke etwas beigetragen. Nun waren sie noch einmal zusammen gekommen, um Zeit und Ort zu bestimmen, wo die Eier hingetragen werden sollten.

Die Luft war warm und still, und der Vollmond schaute wieder groß und freundlich in den Buschgarten hinein. Die Bäume hatten sich schon festlich zu Ostern gekleidet und ihre frischen grünen Gewänder glänzten im Mondenschein. Das Gras und die Blümchen dufteten süß und freuten sich an dem Spiel der kleinen Häschen.

Die Hasen hatten nun auch ihre weißen Winterpelzchen abgelegt und sich die Sommerkleider angezogen. Obzwar das nun eigentlich auch noch Pelze waren, so waren sie doch nicht so warm wie die weißen und die jungen Hasen fühlten sich recht leicht und beweglich in ihrer neuen braunen Uniform. Sie liefen um die Wette und versuchten, wer die weitesten Sprünge machen konnte.

Vater Langohr saß in der Mitte und alle andern Hasen und Frauen um ihn in der Runde. Er bestimmte nun, daß sie jedem Kinde in der Umgegend wenigstens drei von den bunten Ostereiern bringen müßten. Die Nestchen sollten die Hasen schon am Vorabend bereit machen. Die Frauen sollten die Körbe immer frisch mit Eiern füllen, und die Männer und Jungen müßten dann laufen und die Eier verstecken.

Das war nun ein Kratzen und Scharen, ein Laufen und Verstecken in der Osternacht, und ihr lieben Kinder habt es sicher auch schon mal gehört. Wo nicht, dann merkt doch gut auf, wenn nun Ostern kommt. Und wo es noch zu kalt ist, wo der Frühling den Winter noch nicht ganz aus dem Felde geschlagen hat — da läßt Mutter die Häschen ins Haus eintreten, wenn ihr schon in euren Bettchen schlaft. Dann versteckten die Hasen die Eier vielleicht in Vaters großem Schuh, oder in Mutters Nähdose oder hinter der Tür in der Ecke. Vielleicht hat eine oder die andere Mutter auch einen Osterberg gemacht von Moos und Steinen auf einem Teller, oder einen Hafer- oder Weizenberg gesät in einer alten Schüssel. Dann finden die Häschen solche Plätze und legen ihre bunten Eier hinein und hinauf und haben ihre Freude am Jubel der Kinder am Ostermorgen.

Die Mennoniten in aller Welt

Canada

— Die deutsche Sonnabendschule in Rosthern, Sask., die vom Deutschen Verein ins Leben gerufen und seit zwei Jahren unterhalten wurde, hat ein unerwartetes Ende gefunden, da der Schulrat der Stadtschule, in deren Räumen der Unterricht stattfand, dem Verein das Lokal aufsagte mit der Ankündigung, daß jegliche Veranstaltungen außerhalb der gesetzlichen Schulzeit weiterhin nicht gestattet seien. Ein Grund wurde nicht angegeben.

— In Britisch Columbien haben die Mennoniten einen Gesundheitsverein unter dem Namen „Bethesda" ins Leben gerufen, dem sich bis soweit 180 Mitglieder - Familien angeschlossen haben mit einem jährlichen Beitrag von $10.00 pro Mitglied. Der Verein hat ein Abkommen mit dem mennonitischen Arzt Dr. H. W. Epp getroffen, gemäß welchem letzterer für eine Monatsentschädigung von $60.00 allen Vereinsmitgliedern ärztliche Hilfe angedeihen läßt. Das Monatsgehalt wird aus der Kasse des Vereins am Ende jedes Monats ausgezahlt. Für Geburtshilfe und Operationen hat der Patient eine Extragebühr zu zahlen, die aber sehr niedrig gehalten ist. Der Vertrag mit Dr. Epp ist seit dem 15. Oktober in Kraft und läuft vorläufig ein Jahr.

Rußland

— In Rußland sind die Torgsin-Läden, in denen man für ausländische Valuta verhältnismäßig billig kaufen konnte, abgeschafft worden. Wie sich das auf die aus dem Ausland geschickte Geldunterstützung für Sowjetbürger auswirkt, ersieht man aus einer Mitteilung an den „Boten", in der es heißt:

Seit der Torgsin abgeschafft ist, hat es für euch keinen Sinn, Geld herzuschicken: denn z. B. für 30 Rubel nach unserm Gelde (ungefähr $6.00 — Die Schriftl.) bekommt man nicht mal 3 Liter Oel. Das Oel kostet im Laden 11.50 Rbl. ein Liter; Flanell — 4.50 Rbl. ein Meter, und dann muß als Zahlung noch etwas Getreide dabei sein. Geschirr, wie Kaffeekessel, Kasserollen usw. ist bloß für Getreide zu bekommen."

— In demselben Briefe heißt es weiter: „Im Vergleich zum vorigen Jahre ist es doch jetzt schon viel anders geworden — wir hungern wenigstens nicht. Jetzt ist überall Brot zu kaufen. Nur mit den Manufakturwaren steht es noch schlimm, aber man sagt ja, daß auch die noch kommen werden. Der Zucker ist viel billiger, er war erst: Sandzucker 6 R. das Kilo, jetzt 3.50, Würfelzucker 7 R., jetzt 3.80, und ist genug zu haben."

Brasilien

— In „Betrachtungen am Jahresschluß" von H. Löwen in der „Brükke" lesen wir: „Nach sechs Jahren sind nun auf dem zuerst geschlagenen Lande die Baumstumpfen so mürbe, daß ein Roden derselben keine großen Schwierigkeiten mehr verursacht, und man sieht schon auf mehreren Kolonien gepflügte Aecker. Was der Anblick so eines Ackers bei einem richtigen russisch - deutsch - brasilianischen Bauern auslöst, kann nur der recht verstehen, der sechs Jahre lang statt Pferd und Pflug seinen Arm und die Hacke drangeben mußte."

— Mit wieviel Schwierigkeiten, die lange nicht immer nur auf wirtschaftlichem Gebiet allein liegen, eine Neu-

ansiedlung zu kämpfen hat, davon spricht auch ein kurzer Satz des „Brückenwächters" in der „Brücke:" „Unser Geschäftsführer hat in seinen „Betrachtungen" dieser Nummer etwas von dem gesprochen, was seinen Weg für die Allgemeinheit so schwer macht. Wenn ein Führer tapfer vorwärtsschreiten soll — und das muß er bei uns —, dann muß er von Menschen getragen werden, die vom Vertrauen beseelt sind. Und dieses haben wir unter uns oft vermißt. Es will mir manchmal so erscheinen, als hätten die 10 Jahre kommunistisches Rußland,in dem andern (?)mit Mißtrauen begegnete, zu viel Spuren in vielen unserer Leute hinterlassen."

— Auch die mennonitische Zentralschule in Brasilien machte im November v. J. einen größeren Ausflug, an dem 30 Schüler teilnahmen. Er galt der Stadt Blumenau, der ersten größeren Stadt, die unsere Siedler dort treffen, wenn sie mal „in die Welt" gehen wollen. Blumenau ist das wirtschaftliche und kulturelle Zentrum der Deutschen im Staate Sta. Catharina.

— Seit Oktober l. J. haben die Mennoniten in Brasilien einen eigenen Arzt in ihrer Mitte. Es ist Dr. Dyck, der aus Deutschland nach Brasilien ging, um sich dort in den Dienst der Ansiedlungen am Krauel und auf Plateau Stoltz zu stellen.

— Auch in Brasilien wurde von den Mennoniten der 25. November zur Erinnerung an den Ausgang aus Rußland feierlich begangen. Es wird dieser Feiertag sowohl in Brasilien wie in Paraguay wohl zur ständigen Einrichtung werden.

Paraguay

— Am 4. November traf, seinem Versprechen getreu, der Indianer-Häuptling Antonio mit seiner Schar, die aus 7 Männern, 5 Frauen und 4 Kindern bestand, auf der von den Mennoniten Fernheims errichteten Missionsstation ein, um sich dort dauernd niederzulassen. In dem Berichte über diese Begebenheit im „Menno-Blatt" von A. Ratzlaff, dem Leiter der Station, heißt es unter anderm: „Der Lengua Antonio hat sein Wort gehalten. Der unverdorbene Indianer kann in dieser Hinsicht wirklich als ein Muster gelten. Leider hat sich der Verkehr mit dem Fremden bei ihnen nach der schlechten Seite hin ausgewirkt. Weil der Weiße es ihnen gegenüber mit der Wahrheit nicht allzugenau genommen hat, ist der Braune mißtrauisch geworden und es ist daher manchmal schwer, das Vertrauen wieder zu gewinnen."

Mexiko

— Die Lage der Mennoniten in Mexiko bleibt unbestimmt. Der Abzug einzelner Familien vornehmlich nach Canada dauert an. Aber auch an einer organisierten Abwanderung wird gearbeitet. Es sind Vertreter der Mennoniten bei den Provinzialregierungen in Alberta und Quebec (Canada) vorstellig geworden, wo man sich für den Fall der Rückwanderung die „Schulfreiheiten" (den Unterricht in der deutschen Sprache) sichern will. Das Resultat ist aber wohl negativ ausgefallen. Die Regierung scheint nicht gewillt zu sein, die Immigrationsgesetze zu Gunsten der Bittsteller zu modifizieren. Werber aus Paraguay bemühen sich, die Leute in Mexiko für Paraguay zu interessieren.

U. S. A.

— Dem „Bundesboten" entnehmen wir: „Für das Jahr 1937 soll mit der Herausgabe eines eigenen englischen Sonntagschul - Lektionsheftes begonnen werden. Die letzte Allgemeine Konferenz hat dazu den Auftrag gegeben, und die Publikations- und die Erziehungsbehörde arbeiten zusammen an dem Projekt."

Verschiedenes

Von der Warte-Schriftleitung:

Herr A. P. Klassen, 47 Duke Str., Waterloo, Ont. schreibt uns: In Warte Nr. Januar 1936 Seite 22 am Schluß muß es heißen: ...., ist in seinen jüngeren Jahren in Rosental Lehrer gewesen, ..., heiratete nachher als Witwer P. Lepps Schwester."

Fehlerberichtigung: Auf Seite 90 dieses Heftes ist der Verfasser von „Es geht doch nichts über Dankbarkeit" als A. H. Klassen angegeben, es soll A. P. Klassen heißen.

